

3. Juni 1934

Heldendenkmal. 4/109/2

Von Dr. Gaston Bodart.

Unser Heldendenkmal wird errichtet, um diejenigen, die für ihre Heimat ihr Leben hingaben, zu ehren und womöglich ihre Namen unverdienter Vergessenheit zu entreißen. Bei dieser Betrachtung drängt sich uns die bange Frage auf, wie viele es wohl sein mögen, deren wir zu gedenken haben. Es sei gleich vorweg gesagt, daß weder für die Kriege von 1526 bis 1914 noch für den Weltkrieg selbst einwandfreie, bestimmte Ziffern genannt werden können, da für die weit zurückliegenden Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts, der Zeiten unregelter Kriegführung, die Archive keine oder nur mangelhafte Angaben enthalten und anderseits beim Weltkrieg die große Zahl der noch Vermißten, über deren Schicksal noch Dunkelheit herrscht, die Aufstellung einer absolut richtigen Zahl verhindert. Bei Kriegsschlus hatten unsre Armeen 332,950 Vermißte, über deren Schicksal man im unklaren war. In Deutschland betrug ihre Zahl 373,770, in Frankreich 245,000, in Großbritannien 102,284. In allen Staaten hat man einen gewissen Prozentsatz der Vermißten, sei es 33 oder 50 Prozent, zu den Toten gerechnet. Und so müssen wir es auch machen. Wenn wir 50 Prozent unsrer Vermißten zu den Kriegstoten zählen, ergibt sich für Oesterreich-Ungarn die Zahl von 1,200,000 Toten, die der Weltkrieg gekostet hat. Mit dieser Ziffer steht es unter den kriegführenden Staaten als Verlustträger an vierter Stelle, nämlich nach Deutschland (1,800,000), Rußland (1,700,000), Frankreich (1,363,000). Außer diesen vier Staaten hat noch Großbritannien über eine Million (1,010,000) an Toten verloren.

Ebenso sind wir bei unsern Kriegstoten aus früheren Kriegen auf Schätzungen angewiesen. Ueber den Siebenjährigen Krieg, 1756 bis 1763, wurde eine genaue Statistik geführt, in der die Totenverluste Oesterreichs mit rund 150,000 angegeben werden. Der spanische Erbfolgekrieg, in dem auf vier Kriegsschauplätzen gekämpft wurde und der doppelt so lange gedauert hat, 1700 bis 1740, der Türkenkrieg von 1682 bis 1699 dürften eher mehr als weniger Tote gekostet haben, die Ära der Revolutionskriege und der Napoleonischen Kriege hat mindestens 200,000 Kriegern das Leben gekostet, von den Kriegen Oesterreichs unter der Regierung Franz Josefs I. von 1848 bis 1914 wissen wir, daß sie rund 100,000 Todesopfer erforderten. Man wird also nicht fehlgehen, wenn man die Kriegstoten Oesterreichs-Ungarns von 1526 bis 1914 auf 800,000 einschätzt, so daß unser Heldendenkmal den Manen von ungefähr zwei Millionen gefallenen Kriegern errichtet wird.

Die Relation: Tote — Verwundete.

Von unsern Toten des Weltkrieges sind 60 Prozent im Gefecht gefallen, 18 Prozent an Wunden gestorben,

13 Prozent vermißt, 7 Prozent an Krankheit gestorben, 2 Prozent aus andern Ursachen, vorwiegend infolge Unfalls, gestorben.

Im Weltkrieg ist bezüglich der Verhältniszahl zwischen Toten und Verwundeten gegen frühere Kriege ein bedauerlicher Rückschritt zu verzeichnen. Die Relation, welche in den Kriegen des 19. Jahrhunderts konstant 100 Tote auf 400 Verwundete und im Russisch-Japanischen Krieg noch 100 Tote auf 350 Verwundete betrug, weist im Weltkrieg eine Proportion von 100 zu 250 auf, und zwar als Durchschnitt für sämtliche Waffengattungen; für die Infanterie allein stellt sie sich noch ungünstiger, nämlich auf 100 : 210. In diesen Ziffern sind allerdings die an Wunden Gestorbenen inbegriffen. Da die ärztliche Kunst, insbesondere die Kriegschirurgie, speziell im Weltkrieg sich über jedes Lob erhaben gezeigt und ihre ungeheuren Fortschritte in glänzendster Weise dokumentiert hat, bleibt für die bedenkliche Wendung zum Schlechteren nur eine Erklärung: im modernen Krieg sind mindestens 50 Pro-

Erlösung
von der fäglichen
Qual ist die
sanft-scharfe

SWING

zent aller Verwundungen durch Artilleriegeschosse verursacht. In früheren Kriegen des 19. Jahrhunderts war dies in weit geringerem Maß der Fall, so in den Napoleonischen Kriegen kaum 5 Prozent, 1866 und 1870 zirka 10 Prozent, im Russisch-Japanischen, 1904/05, aber schon 25 Prozent. Diese Verletzungen wirken nachgewiesenermaßen viel häufiger tödlich, als die von Infanteriegeschossen herrührenden oder durch die blanke Waffe verursachten.

Die größere Sterblichkeit im Weltkrieg ist aber auch noch auf andre Faktoren zurückzuführen. War schon die Gefährdung durch die ungeahnte Zahl und die außerordentliche Fernwirkung der Geschütze eine weit-aus größere, als in früheren Zeiten, so traten jetzt neu hinzu die vernichtende Wirkung der Maschinengewehre, die Bombenwürfe der Flieger, die giftigen Gase, ferner die neuen Waffen des Stellungskrieges, wie Minen- und Flammenwerfer, Handgranaten, Flatterminen, mit hochgespanntem Strom geladene Draht Hindernisse und so weiter. Weit häufiger als in früheren Kriegen waren die infolge Unfalls eingetretenen Todesfälle, hervorgerufen durch die ins ungeheure angewachsene Anhäufung von Explosivstoffen und die Gefährdung durch die in den Dienst der modernen Kriegführung gestellten neuen technischen Erfindungen. Hieber gehören die zahlreichen Todesopfer der Explosionen in

Munitionsfabriken und auf Munitionstransporten, die nicht minder zahlreichen Seetomben der durch Explosion oder durch Minen vernichteten Schiffe, ferner die zahllosen Automobil- und Eisenbahnunfälle, schließlich die auf Maschinendefekte, klimatische Verhältnisse und sonstige Ursachen zurückzuführenden Abstürze von Luftschiffen und Flugzeugen.

Wirksame Bekämpfung der Epidemien.

Was die Todesfälle infolge Krankheit anlangt, so ist zu bemerken, daß ihre Zahl im Weltkrieg relativ weit kleiner war als in früheren Kriegen. In manchen Kriegen des 19. Jahrhunderts gab es mehr an Krankheit Gestorbene als im Kampf Gefallene. Während des Ungarischen Insurrektionskrieges 1848 bis 1849 erlagen 4000 Mann den feindlichen Waffen, aber 41.000 den Krankheiten im Felde. Es ist der ärztlichen Wissenschaft, deren schnelles und wirksames Eingreifen durch immer sorgfältigeren Ausbau der Organisation des Sanitätswesens erleichtert und gesichert wird, gelungen, in diesem größten aller Kriege durch zweckentsprechende, rechtzeitige hygienische Maßnahmen Kriegsfeuchen von den Heeren fernzuhalten. Ein ähnlich günstiges Verhältnis wie hinsichtlich der Erkrankten ist auch bei den Verwundeten zu beobachten. Die Zahl der an Wunden Gestorbenen ist relativ viel kleiner geworden. Der Fortschritt gegen frühere Kriege ist auch hier augenscheinlich. Die Sterblichkeit unter den Verwundeten betrug in Prozenten von der Gesamtzahl der Verwundeten im Krimkrieg 1854 bis 1856 noch 39 Prozent, im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 25 Prozent, im Russisch-Japanischen Krieg 1904/05 19 Prozent und im Weltkrieg 10 Prozent.

Andererseits ist nicht zu verkennen, daß die blutigen Verluste nicht nur absolut, sondern auch relativ viel höhere waren als in früheren Zeiten und hierin alles bisher Dagewesene weit hinter sich lassen. Die relativ blutigsten Verluste der friderizianischen und napoleonischen Schlachten mit Verlusten von 30 bis 40 Prozent der Kombattanzahl wurden im Weltkrieg wiederholt übertroffen. Es gehörte nicht gerade zu den Seltenheiten, daß Divisionen 70 bis 80 Prozent ihres Bestandes liegen ließen. Die frühere Annahme, daß sich künftighin die Verluste durch feindliches Feuer grundsätzlich in absteigender Scala bewegen würden, hat sich leider nicht bewahrheitet. Hand in Hand mit der Verbesserung der Waffen hat auch die Feuergeschwindigkeit und Treffgenauigkeit große Fortschritte gemacht, so daß einzelne in humanem Sinne wirkende Eigenschaften der modernen Waffen wieder ausgeglichen wurden. Zudem wurde der Weltkrieg zum größten Teil als Stellungskrieg durchgeführt, der perzentuell höhere Opfer fordert als der Bewegungskrieg. Außerdem machten die wandelbaren Formen des Weltkrieges immer neue Kriegsmittel notwendig. Die Heere haben daher zum Teil neue Waffen geschaffen, wobei die Gegner sich gegenseitig an Erfindungsgabe zu übertreffen suchten.

Unter den Verwundeten gab es durchschnittlich 25 Prozent Schwerverwundete, 75 Prozent Leichtverwundete; von ersteren starben durchschnittlich 16 Prozent, von letzteren 4 Prozent. Hinsichtlich der verletzten Körperteile wurde errechnet, daß 16,6 Prozent der Verwundungen auf den Kopf, 4,8 Prozent auf die Brust, 0,9 Prozent auf die Lungen, 1,4 Prozent auf den Bauch, 73,1 Prozent auf die Gliedmaßen und 3,2 Prozent auf sonstige Körperteile entfielen.

65,5 Prozent aller Verwundungen kamen auf Konto der Artilleriegeschosse, 34,3 Prozent auf Konto der Handfeuerwaffen und 0,2 Prozent auf Konto der blanken Waffen.

Wie bereits in sämtlichen früheren Kriegen seit dem 18. Jahrhundert, hat auch im Weltkrieg die Infanterie die überragende Rolle gespielt, und trotz der ungeheuer vermehrten Artillerie so ziemlich dasselbe Verlustprozent zu tragen gehabt wie ehemals (1866: 79,1 Prozent; 1870: 83,3 Prozent; Weltkrieg: 81,5 Prozent), während die Artilleriewaffe ungeachtet ihrer unverhältnismässig hohen Standesvermehrung kein höheres Verlustprozent aufweist (1870: 7,7 Prozent; Weltkrieg: 7,7 Prozent), wogegen das Verlustprozent der Kavallerie stark abnahm (1866: 13,6 Prozent; 1870: 5,2 Prozent; Weltkrieg: 2,7 Prozent), das der technischen Truppen stark zunahm (1866: 0,4 Prozent; 1870: 0,9 Prozent; Weltkrieg: 7,1 Prozent).

65 Millionen Mann...

Das gesamte von sämtlichen kriegsführenden Staaten im Weltkriege mobilisierte Menschenmaterial hat die erschreckend hohe Zahl von 65 Millionen Mann ergeben, wovon 42 auf die Staaten der Entente, 23 auf die Vierbundstaaten entfielen. Die Ententeheere hatten 5,200.000, die Vierbundarmeen 3,400.000 Tote zu verzeichnen, wovon 1,200.000 auf unsre Monarchie entfielen. Da der Krieg 1532 Tage gedauert hat, haben unsre Herren durchschnittlich 783 Tote pro Tag verloren. Der Tagesdurchschnitt an Toten des Weltkrieges, berechnet von der Gesamttothzahl per 8,600.000, stellt sich auf 5613 Tote pro Tag. Bei uns betrug die Gesamtzahl der zur Dienstleistung bei der k. u. k. Armee (Armee im Felde und Hinterland) herangezogenen Personen, also das Gesamtaufgebot an Männern, 8,100.000 worunter sich 213.000 Offiziere gefanden, Nach beendeter Mobilisierung, also Mitte August 1914, hatte unsre Armee im Felde einen Verpflegsstand von 56.000 Offizieren und 2.007.000 Mann. Hievon waren nach vier Mo-

naten bei Abschluss des Bewegungskrieges und Beginn des Stellungskrieges 19,503 Offiziere und 905,009 Mannschaftspersonen ausser Gefecht gesetzt (tot, verwundet, vermisst, gefangen).

Unser Heer hat sehr oft an Kampfhandlungen teilgenommen, bei denen unsererseits 300,000 bis 400,000 Mann zugleich engagiert waren, unsre grösste Kombattanzahl im Bewegungskriege war in der zweiten Schlacht bei Lemberg (6. bis 12. September 1914 vereinigt, in der 42 Infanterie und 10 Kavalleriedivisionen, zirka 512,000 Mann, in den Kampf geworfen wurden. Unsre grösste Kraftanstrengung im Stellungskriege machten wir in der ersten Schlacht an der Piave und im Gebirge (15. bis 24. Juni 1918), in der 40 1/2 Infanterie- und 7 Kavalleriedivisionen, deren Stärke man auf 530.000 Mann schätzen kann, eingesetzt wurden. An den allergrössten Schlachten des Krieges hat jedoch unsre Armee nicht teilgenommen, die wurden in Frankreich an der Westfront geschlagen. Die grösste Schlacht des Bewegungskrieges war die erste Schlacht an der Marne (6. bis 10. September 1914), bei der 760,000 Franzosen und 82,000 Briten, zusammen 842,000 Mann, 680,000 Deutschen auf einer Front von 340 Kilometer (Paris=Verdun) gegenüberstanden. In den fünf Tagen verloren die Ententetruppen 240,000 Mann oder 28 1/2 Prozent, die Deutschen 256,000 oder 37 Prozent ihrer Effektivstärke.

Die grösste Schlacht des Stellungskrieges und bisher die grösste Kampfhandlung aller Zeiten war die „Große Schlacht in Frankreich“ (21. März bis 6. April 1918), an welcher 127 deutsche Divisionen, das sind 1,500,000 Mann, teilnahmen; die Alliierten waren um ein Viertel schwächer. Die Verluste waren beiderseits ungeheuer, je 400,000 Mann.

Von den 213,000 mobilisierten österreichisch-ungarischen Offizieren sind 22,500 (10.6 Prozent) mit Tod abgegangen, 4262 (2 Prozent) blieben vermisst, 43,551 (20.5 Prozent) wurden verwundet. Diese Zahlen sprechen Bände, wenn man bedenkt, dass während der Zeitperiode 1740 bis 1914, das ist seit dem

Regierungsantritt Maria Theresias bis zum Ausbruch des Weltkrieges, in 35 Kriegen und bewaffneten Interventionen nur ungefähr 6000 Offiziere gefallen und zirka 18,000 Offiziere - von all diesen 24,000 Offiziere kennt man die Namen - verwundet worden sind.

Die Opfer des Seekrieges.

Noch weit ungünstiger als für das Landheer stellt sich das Gefährdungsmoment für die Marine. Dass im Seekrieg der Prozentsatz der Toten und den der Verwundeten weit übersteigt, wissen wir schon aus früheren Kriegen (Trafalgar: 5000 Tote gegen 3000 Verwundete, die Italiener bei Lissa: 620 Tote gegen 80 Verwundete), und das hat sich auch im Weltkrieg nicht geändert (in der Skagerak-Schlacht verloren die Engländer 6100 Tote, 520 Verwundete), eher verschlechtert, da in früheren Kriegen ein zusammengeschossenes Schiff in der Regel die Flagge strich und die Beute des Siegers wurde, während heute die Vernichtung zur Regel geworden ist. Das Streichen der Flagge gilt heute mehr als je als schimpflich. Früher eröffnete die Schiffsartillerie das Artillerieduell auf Pistolenschußweite, heute geschieht dies bei einer Entfernung von 10 bis 15 Kilometer. Die Besatzungen der aus solcher Entfernung vernichteten Schiffe können nur mehr sehr schwer gerettet werden. Untersuchungen in betreff der Vernichtungsursache von Kriegsschiffen im Weltkrieg haben ergeben, daß in 35 Prozent der Fälle Artilleriefire den Untergang verursachte, in 22 Prozent der Fälle war es Torpedierung durch U-Boote, in 20 Prozent das Auflaufen auf Seeminen, in 14 Prozent waren es Unfälle (Zusammenstoß, Explosionen, Strandung), in 6 Prozent der

Fälle Torpedierung durch Torpedofahrzeuge, in 3 Prozent der Fälle Selbstvernichtung. Im Weltkrieg sind 4 englische, 2 deutsche und 1 französischer Admiral mit ihren Schiffen untergegangen. Unsre Kriegsmarine hatte im Weltkrieg folgende Verluste zu verzeichnen: 50 Offiziere, 571 Mann tot, 32 Offiziere, 474 Mann vermisst (die Vermissten der Marine müssen ganz zu den Toten gerechnet werden) und 19 Offiziere, 302 Mann verwundet.

Aus all den Betrachtungen über unsre Menschenverluste während der Kriege Oesterreich-Ungarns im Laufe der letzten vier Jahrhunderte erhellt, dass unsre Kriegsheere ungeheure Opfer auf dem Altar des Vaterlandes gebracht haben, dass zwei Millionen unsrer Besten, unsrer Tapfersten ihre Treue durch die Hingabe ihres Lebens besiegelten. Es gilt nun, durch Errichtung des Heldendenkmals das Andenken an diese Helden ihrer Pflicht in würdiger Weise zu ehren. Unsre alte ehrwürdige k. u. k. Armee besteht nicht mehr. Sie wird aber wenigstens in unserem Geist fortleben, wenn das ihren gefallenen Helden geweihte Denkmal uns täglich an sie erinnert.

REICHSPOST

Nr.:

TAG: 11. 7. 1934

Die Mitschuld Belgrads.

Aus einem Brief eines in Belgrad lebenden Oesterreichers an seine Angehörigen in Wien entnehmen wir folgende Stellen:

Ob irgend jemand in Belgrad direkt schuld an den Attentaten von Sarajevo ist, wird, wenn überhaupt, nur durch die gerichtliche Untersuchung festzustellen sein. An der indirekten Schuld kann aber für den Kenner der Verhältnisse kein Zweifel bestehen. Die Anstifter sind nicht nur unter dem ungebildeten Volk, sondern vor allem in der Propaganda- und Prekzabteilung des Belgrader Auswärtigen Amtes und bei der serbischen Professorenschaft zu suchen, die jahrelang Haß gesät und jetzt Mord und Todschlag geerntet haben. Wenn auch die Mörder nicht serbische Untertanen sind, ihre politische Erziehung haben sie in Belgrad erhalten, und zwar Prinzip an der Belgrader Hochschule und Cabrinovic als Schrifstseker in einer Belgrader Druckerei. Die serbische Regierung hat auf die um zirka 5 Uhr nachmittags bekanntgewordene Nachricht die Vidovdanfeier erst um 10 Uhr abends offiziell absagen lassen! Inoffiziell und in der Dunkelheit hat sie aber weitergedauert.

Es ist ganz unwahr und jeder Augenzeuge kann es bestätigen, daß es eine Falschmeldung war, wenn die serbische Regierung durch ihr Prekzbureau melden ließ, in der Stadt habe Entsetzen und Trauer geherrscht — die Nachricht flog wie ein Lawffeuer durch die Stadt und überall sah man in den Straßen Gruppen, in denen man das Ereignis mit triumphierenden Mienen wie einen Erfolg besprach. Ja, es sind sich bei dem Vidovdanfeste Leute vor Freude in die Arme gefallen und man hörte Bemerkungen, wie: „Recht ist ihnen geschehen!“ oder „Das ist erst die kleine Rache für die Annexion!“ oder „Die Tat wurde heroisch vollbracht. Wir werden ihnen zeigen!“ — Kurz, der gelungene Doppelmord wurde als nationaler Erfolg gefeiert. Daß dies keine Uebertreibung ist, werden alle ehrlichen Serben und alle in Belgrad lebenden Ausländer bezeugen. (Es ist uns ein fast wörtlich dasselbe feststellender Brief von anderer Seite aus Belgrad zugegangen. D. N.)

NEUES WIENER TAGBLATT

Nr.:

205

TAG:

28. 7. 1934, 1f.

Vor zwanzig Jahren.

Am 28. Juli 1914 um 11 Uhr vormittags wurde von Wien aus über Bukarest jenes Telegramm abgesendet, mit dem Graf Berchtold namens der österreichisch-ungarischen Regierung an Serbien den Krieg erklärte. Das war, mit Uhr und Kalender genau fixiert, der Beginn des Weltkrieges.

Der Tasterdruck des Wiener Telegraphisten, der jene Depesche abklopfte, hatte also sozusagen den Funken ausgelöst, der die gewaltigste Explosion der Weltgeschichte entzündete? Aber die Hand des Beamten war nur ein willenloses Werkzeug, wie auch die Kriegserklärung selbst das zwangsläufige Endergebnis einer verhängnisvollen Entwicklung war, einer Entwicklung, die die Menschheit aus der Bahn des friedlichen Zusammenlebens und der Zusammenarbeit zu Streit, Kampf und gewalttätigen Entscheidungen drängte. Der Kriegszustand kam nicht erst dadurch in die Welt, daß ihn Oesterreich-Ungarn konstatierte; das war nur ein Akt seiner völkerrechtlichen Korrektheit. Ohne sich vorerst in militärischen Aktionen zu entladen, glosste seit Jahren der Kampf zerstörend unter der Oberfläche, fraß sich seine Blut in Herzen und Gemüter, verqualmte die Hirne, entzündete die Leidenschaften von Fanatikern, Narren, Verdrehern und Mordelkern. Die Völker selbst haben Talent und Neigung genug, sich mit den Nachbarn zu vertragen; sie haben aber auch Kraft und Lust, sich mit ihnen zu raufen. Es hängt nur von den Führern ab, was sie aus den Völkern machen.

Natürlich gibt es auch im Leben der Völker Interessenkonflikte. Was aber aus ihnen wird, das hängt wieder nur von den leitenden Staatsmännern ab. Es war das große Unglück der Menschheit, daß die Staatsmänner der kritischen Vorkriegsepoche selbst den einfachen Problemen jener Zeit sittlich nicht gewachsen waren, ja in satanischer Besessenheit immer neue Probleme schufen, weil sie in den Problemen nicht die Notwendigkeit ihrer Lösung, sondern die Möglichkeit ihrer Ausnützung zu weiteren Kampfwegen in Betracht zogen. So trieben sie wissend und sehend die Menschheit in die Katastrophe. In immer kürzeren Zwischenräumen kam es zu Krisen des Weltfriedens, ohne daß die Staatsmänner zu einem großen Entschluß sich auf-

gerafft hätten, die ungeheure Gefahr des Weltbrandes endgültig zu bannen. Schon schossen die mächtigen Flammen der Kriege im Südosten Europas empor; aber noch immer geschah nichts Aufrechtiges und Wirksames zur Rettung des Friedens. Und wenn man auch durch Protokolle und Noten mühselig einen Aufschub erzielte, so war es nur, um Zeit zur Vollendung der Kriegsrüstung zu gewinnen. Die Wahrscheinlichkeit der Vermeidung eines allgemeinen Zusammenstoßes war zwar auf ein Mindestmaß herabgesunken, aber die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens bestand doch noch. Man wird es dem ernstesten Pflichtbewußtsein und dem hohen Verantwortungsgefühl der Herrscher Oesterreich-Ungarns und Deutschlands zugute halten müssen, daß sie an dieser Möglichkeit festhielten und selbst die geringe, immer kleiner werdende Chance nicht preisgeben wollten. Sie haben sich freilich damit verhängnisvoll getäuscht.

Oesterreich-Ungarn, zufolge seiner zentralen geographischen Lage allen europäischen Krisenherden nahe, von den Interessentkreisen zahlreicher Nachbarn überschritten, war seit jeher von allen politischen Ereignissen und Bewegungen Europas unmittelbar berührt gewesen, deshalb mußte umgekehrt auch der Kampf um die Existenz dieses Staates zu einem allgemeinen europäischen Krieg werden. Diesen Kampf hatte vor allem Rußland von langer Hand vorbereitet. Vom Balkan her, an seiner Südgrenze, sollte Oesterreich-Ungarn beschäftigt, beunruhigt, gefährdet werden, um dann an der Nordostfront, beim Kampfe mit Rußland selbst, nicht mit voller Kraft auftreten zu können. So wurde Belgrad zur „Pforte des Krieges“, wie es die alten Osmanen genannt hatten. Es setzte die großserbische Propaganda ein, die öffentlich die Selbstständigkeit von Bosnien-Herzegowina, im geheimen aber die Losreißung aller von Südslawen bewohnten Teile der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie betrieb. Im März 1909, während der Annexionskrise, hing der Friede nur mehr an einem Haar: Da bewog Rußland, das noch nicht gerüstet war und die Annexion anerkannte, in letzter Stunde Serbien zum Frieden. Aber die Agitation lebte wieder auf, bis sie ihren grauenvollen Höhepunkt am 28. Juni 1914 in der Ermordung Franz Ferdinands und seiner Gemahlin erreichte. Wenn wirklich die Staatsmänner von der Notwendig-

Zeit der Erhaltung des Friedens für die Menschheit überzeugt waren, so mußte jetzt in allen Staatskanzleien mit leidenschaftlicher Hingabe Tag und Nacht, mit rücksichtslosem Aufwand stärkster Druckmittel an der Rettung des Friedens gearbeitet, mußte wenigstens eine Lokalisierung des Konfliktes erstrebt werden. Zeit war noch vorhanden, denn Oesterreich-Ungarn führte zuerst eingehende Untersuchungen über die Mordtat, ehe es mit seinen fundierten Anklagen hervortrat. Und noch immer gab es trotz den Erfahrungen von 1909 einen Weg zum Frieden frei, als es am 23. Juli eine befristete Note an Serbien richtete, in der es verlangte, daß die serbische Regierung die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda verurteile und sich verpflichte, die verbrecherische terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken. Wieder war eine Frist gegeben, diesmal eine achthundvierzigstündige. Einige Stunden vor Ablauf der Frist mobilisierte Serbien, dann übermittelte es am 25. Juli um 6 Uhr abends eine ausweichende Antwort: Damit hatte faktisch der Krieg begonnen, Serbiens Entschluß, gestützt auf Rußlands Ratschlag, war die Entscheidung über Krieg oder Frieden.

Aber erst am 28. Juli erfolgte die Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns, das neuerlich den diplomatischen Verhandlungen Zeit eingeräumt hatte. Es war zwar eine beträchtliche Menge von Papier und Worten verbraucht worden im Verkehr zwischen den Regierungen, aber es war doch nur die knifflige Rabulistik, Verantwortung abschiebender, die wahren Absichten verschleiender Diplomatenphrasen, es fehlte die schöpferische Größe der Erkenntnis und des Entschlusses. Ein Tscholsty durfte die Entfaltung des Weltkrieges wie eine amüsante Kartenpartie als persönliche Nebensache für seinen Hereinfall in der Dardanellenfrage spielen, durfte, kokettierend mit seinem frivolen Zynismus, von „ma petite guerre“, von „meinem kleinen Krieg“, reden; Saffonow, der verantwortliche Außenminister, konnte in diesen ersten Schicksalsstunden durch seine Vertreter im Ausland faseln lassen, „Rußland sei in seiner Ehre als Großmacht gekränkt“ — offenbar weil Oesterreich-Ungarn verlangte, daß die Ermordung seines Thronfolgers geahndet werde. Möchte sich auch der Zar an Kaiser Wilhelm um Vermittlung wenden, er war nicht mehr Herr im Hause, seine Minister hatten den Krieg angezettelt, seine Militärs durch voreiliges Mobilisieren ihm das Prävenire gespielt.

So nahm das Verhängnis seinen Lauf. Mit einem mehr als vier Jahre langen Blutbad mußte die Menschheit die Sünden der Staatsmänner büßen. Und als es dann endlich zum Frieden kommen sollte, waren es wieder die den Frieden diktierenden Staatsmänner, die sich ihrer Aufgabe geistig und moralisch nicht gewachsen zeigten. In ihre Hand war es gegeben, die Welt so zu formen, daß der Weltkrieg wirklich der letzte Waffengang der Menschheit bleiben mußte. Aber sie zerstörten nach Herzenslust und trachteten nur, Beute wegzutragen. Heute gibt es zahlreichere und schwierigere Probleme als vor dem Weltkriege. Sieger und Besiegte spüren es in allen Knochen.

Ueberwindung der Erbschaft des Krieges.

Von Benito Mussolini.

Rom, 28. Juli.

Noch heute, zwanzig Jahre nach Ausbruch des größten Krieges, den die Menschheit erlebt hat, wird das Schicksal Europas von diesem Krieg und den Friedensverträgen, die ihn beendeten, bestimmt. Dreierlei politische Kräfte, dreierlei geistige Strömungen, dreierlei Ansichten über die Verträge von 1919/20 beherrschen heute Europa. Sie werden etwa durch folgende Gruppen repräsentiert; Da sind erstens jene, die aus den Friedensverträgen Nutzen und in einigen Fällen sogar übergroßen Nutzen gezogen haben; die zweite Gruppe sind diejenigen, die durch die Niederlage territoriale und politische Einbußen erlitten und die Friedensverträge entschieden bekämpfen; die dritte jene, die, obgleich sie zu den Siegern gehören, der Ansicht sind, es müsse sich aus dem Status von 1919 eine Politik des Wiederauf-

baues Europas entwickeln. Schließlich gibt es noch die Neutrale, die besonders in Genf ihren Einfluß in der Richtung der dritten Gruppe ausüben. Die Sieger, die die Mentalität von Versailles beibehalten haben, verkünden: „Versailles bildet die letzte Seite in dem Buche der Menschheitsgeschichte. Der Friedensvertrag von Versailles ist ein Meisterwerk, an dem niemand rühren darf.“ Das Lösungswort dieser Gruppe ist: Erhaltung des Bestehenden. Die Besiegten erklären, die Friedensverträge seien Schuld an den wirtschaftlichen und moralischen Mißständen, an denen die Welt leidet. Das Lösungswort dieser Gruppe ist: Die Revision der Friedensverträge. Das Lösungswort der dritten Gruppe ist: Ueberprüfung in der Weise, daß alles erhalten bleibt, was in den Friedensverträgen den Forderungen der Gerechtigkeit entspricht, daß aber vor allem der Weltfrieden gewahrt wird und man vor jedem neuen Krieg zurückseht, der die Gefahr des Unterganges der europäischen Zivilisation in sich birgt.

England und Italien als Vermittler.

Die Gruppe der Sieger, die von den Verträgen profitiert haben, wird von Frankreich angeführt, das — durch die Donauraife Barthous mit besonderem Nachdruck — betont hat, welche Rolle es als „Wächter“ der Friedensverträge zu spielen gedenkt. Die Gruppe der Besiegten findet ihre Hauptstütze in Deutschland. Die dritte wird durch England und Italien repräsentiert, die, bedingt durch geographische Lage und historische Entwicklung, aus Gründen des Gleichgewichtes zu See und Land in dieser großen Frage gemeinsam vorgehen. Es liegt aber kein Grund vor, anzunehmen, daß die genannten Gruppen in der skizzierten starren Entwicklung verharren müssen und keine Abänderung erfahren können, wie sie die Dynamik der Geschichte verlangt. Frankreich betrachtet sich als Schutzherr der Friedensverträge. In Wirklichkeit gelingt es ihm nur, die Revision zu verzögern und ihre friedlichen Phasen durch Verhandeln mehr oder weniger in die Länge zu ziehen. Es wäre inter-

essant, festzustellen, wie viele Artikel des Monstrums der Friedensverträge tatsächlich ausgeführt worden sind und wie viele in Fortfall gekommen oder abgeändert worden sind. Selbst das offizielle Frankreich und die französische Regierung werden sich überzeugen müssen, daß Friedensverträge nicht unwandelbar sind, daß sie Entwertungen erleiden, und daß die beste Taktik, um sie zu retten, ihre allmähliche Anpassung an die neu geschaffenen Tatbestände darstellt.

Ich glaube, daß Frankreich den Weg einer allmählichen durch Verhandlungen erzielten Anpassung an die Gegebenheiten schon beschritten hätte, wäre es nicht durch seine Verpflichtungen gegenüber der kleinen Entente gehemmt, deren Staaten teils ihre Existenz dem Krieg verdanken, teils ihr Gebiet verdoppelt oder verdreifacht haben und den Statusquo unter allen Umständen aufrechterhalten wollen. Aber auch innerhalb der kleinen

Entente ist die Lage nicht einheitlich und stark. Außenminister Benesch zum Beispiel scheint weniger hartnäckig zu sein als Titulescu. Der tschechoslowakische Außenminister macht sich von Zeit zu Zeit das Vergnügen, dem frischen Luftzug der Revisionsmöglichkeit die sonst so hermetisch verschlossenen Türen zu öffnen.

Auch die besiegten Staaten haben keine ganz einheitliche Haltung. Bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland schien die Frage des Korridors die Grundforderung der deutschen Politik zu sein. Das deutsch-polnische Abkommen verschiebt die Lösung dieses Problems für zehn Jahre. Damit ist dieser gefährliche Konflikt beseitigt. In Bezug auf Elsaß-Lothringen sind von Hitlers Seite mehrfache eindeutige Verzichtes ausgesprochen worden. Das Problem der Saar ist der im Januar 1935 stattfindenden Abstimmung anvertraut.

Die Frage Oesterreichs ist nicht nur ein österreichisches, sie ist ein europäisches Problem. Oesterreich ist unabhängig und soll weiter ein unabhängiger Staat bleiben.

Der Plan der Expansion nach Osten, den gewisse Kreise in Deutschland gehegt haben sollen, gerät mehr und mehr in Vergessenheit. Das Hugenberg-Memorandum wurde dementiert. Rußland wird immer mächtiger; es entwickelt sich zu einem Militärstaat, den man nicht außer acht lassen kann. Der Staat, der mit gutem Grund noch am stärksten nach Revision trachtet, ist Ungarn. Nicht aus bloß nationalen Gründen nimmt Italien die Haltung ein, die es inne hat; es wird durch den Grundsatz der Gerechtigkeit geleitet, die zum Frieden führt. Der Friedensvertrag von Trianon hat Ungarn buchstäblich erdrosselt. Das erdrosselte Ungarn kann nicht leben; es kann den Friedensvertrag von Trianon nicht anerkennen. Auch viele Franzosen sehen ein, daß diese Lage nicht zu rechtfertigen ist und daß sie zu einem Krieg oder zu der Anwendung des Artikels 19 des Völkerbündpaktes führen muß. Die Anwendung dieses Artikels erscheint mir indes sehr problema-

ARBEITERKAMMER FÜR WIRTSCHAFTSDOKUMENTATION
NEUE FREIE PRESSE
TAB. 1. 1. 1917
Nr. 12000

tisch. Es ist meine Ueberzeugung, daß es ohne Revision des Vertrages von Trianon wohl einen mehr oder weniger langen Waffenstillstand im Donaubecken, aber keinen Frieden geben kann. Von den anderen Besiegten hat die Türkei das Problem der Revision des Vertrages durch Waffengewalt für sich entschieden. Bulgariens Haltung in der Frage der Revision ist stets sehr vorsichtig gewesen.

Das Problem der Befriedung.

Es ist das große Problem der europäischen Politik, die Forderung nach Aufrechterhaltung der Verträge mit der Forderung nach ihrer Revision in Einklang zu bringen. Seit 1918 sind alle Sorgen und Mühen der europäischen Politik hierauf gerichtet. Ohne Annäherung dieser beiden Prinzipien wird Europa keine Ruhe finden und das Frohlocken der Sieger wird die Proteste der Besiegten nicht zu übertönen vermögen.

London und Rom verfolgen, wie gesagt, die gleiche Politik des europäischen Gleichgewichtes. Nur aus den Verschiedenheiten der Temperamente ergeben sich Abweichungen. Die Politik des Ausgleiches ist schwierig, da mächtige Interessen miteinander in Konflikt liegen und die widerstrebenden Geister bitter und unnachgiebig sind. Aber es ist die einzige Politik, die den Frieden bis jetzt gewährleistet hat und ihn weiter gewährleisten wird. Vergessen wir nicht, daß die Staaten Europas heute stärker bewaffnet sind als 1914, und daß nur die Diagonale London-Rom den Aufeinanderprall und eine neue Katastrophe verhindern kann.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 209

TAG: 2. 8. 1934

Fersen, Emel

Die Grimasse des Weltkrieges.

Von Baron Erich von Fersen,
ehem. Procurator der Reichsduma.

Dumpfe Hitze brütet über St. Petersburg in den Julitagen des Jahres 1914. Schweißtriefende Kuriere liefen aufgeregt mit ihren Aktentaschen von Zimmer zu Zimmer des Auswärtigen Amtes und verteilten die einlaufenden Sendungen. Auf den Schreibtischen der Beamten wuchsen die Depeeschenhaufen zu Bergen, und müde und abgespannte Männer bemühten sich, diese Berge zu meistern. Im Amte hatten alle den Kopf verloren, angefangen vom Minister Sazonow bis zum rangjüngsten Beamten, und als die Kriegserklärung erfolgte, atmeten alle erleichtert auf „Endlich!“ — Um dieselbe Zeit erklärte voller Genugtuung Herr Iswolsti, der russische Botschafter in Paris im französischen Auswärtigen Amt: „Das ist mein Krieg!“ — „Er wird mein Sieg!“ frohlockte ein schlitzäugiges, unscheinbares Männchen in seinem Emigrantenviertel und setzte sich an seinen Schreibtisch, um die ersten Befehle an seine Armee zu erteilen. Nur fünf Mann zählte diese Armee, die Lenin aufbot, um in den Weltkrieg einzugreifen. Diese fünf Mann waren die fünf Abgeordneten der Reichsduma, die ersten Bolschewiken, die nach der Berufung der Volksvertreter ihre Mandate in die vierte und letzte Reichsduma erhalten hatten. Es waren finstere und mürrische Gesellen, diese ersten Bolschewiken, die nach ihrer Wahl in der Duma erschienen und sich als Fraktion der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei eintrugen und auf der äußersten Linken des Hauses ihre Plätze einnahmen.

Die Duma war auf Sommerferien, als der Krieg ausbrach, und man berief die Abgeordneten auf telegraphischem Wege zu einer Sonder Sitzung. Der Zar empfing die Duma im Winterpalais, und in der nachfolgenden Sitzung des Hauses gaben die Vertreter der Parteien ihre Ergebenheitserklärungen ab.

Nur die Bolschewiken schwiegen, Lenins Armeebefehl war noch nicht eingetroffen. Erst im Herbst, der Kanonendonner bei Tannenberg war kaum verstummt, brachte ein Sendling die Botschaft des Meisters: „Vom Standpunkt der Arbeiterklasse“, hieß es in dem Schriftstück, „und der werktätigen Massen aller Völker Rußlands erscheint als das kleinste Übel die Niederlage der zaristischen Monarchie und ihrer Truppen. Die Aufgabe der Sozialdemokratie besteht in der allseitigen Propaganda der sozialistischen Revolution und in der Notwendigkeit, die Waffen nicht gegen die eigenen Brüder, die gemieteten Sklaven der anderen Staaten, sondern gegen die Reaktion der bürgerlichen Regierungen und Parteien aller Länder zu erheben.“

*

Mit der Revolution trat in der Geschichte Rußlands und des Krieges die entscheidende Schicksalswende ein, das kriegsmüde Heer wollte nicht mehr kämpfen, das Volk sagte der führenden Oberschicht den Gehorsam auf und zeigte nicht übel Lust, die ganze Intelligenz entweder davonzujagen oder in das Jenseits zu befördern. Es fehlte nur noch der Mann, der diesen Wunsch in die Tat umsetzte. Mit einiger Verspätung traf er auch ein. — Die Provisorische Regierung hatte eine allgemeine Amnestie erlassen und eine Verordnung, die allen politischen Verbrechern und Emigranten die „ehrenvolle Rückkehr auf Staatskosten“ zusicherte. Auf Grund dieser Bestimmung konnten Lenin und sein Stab aus der Schweiz nach Rußland zurückkehren. Die deutsche Regierung gestattete dieser Gruppe von 30 Personen die Durchreise durch Deutschland in einem plombierten Waggon, auf der schwedischen Grenze wurden die Plomben entfernt, und im Triumphzug kehrten die Emigranten nach Petersburg zurück, wo ihnen ein festlicher Empfang mit militärischen Ehrenwachen, Reden und sonstigen Festlichkeiten bereitet wurde. Die

Verbündeten in London und Paris schüttelten die Köpfe, man fing an, an dem gesunden Menschenverstand der Provisorischen Regierung und ihrer Minister zu zweifeln und hielt sie für vollends verrückt, als sie das Londoner Kabinett ersuchten, auf Grund der Amnestie die in Halifax internierten 200 Emigranten mit Trozki-Braunstein an der Spitze freizulassen und ihnen die „ehrenvolle Rückkehr“ zu ermöglichen. Wohl hatte man sich in London und Paris keine übertriebene Vorstellung von der Weisheit der Provisorischen Regierung gemacht, aber die „ehrenvolle Rückbeförderung der Bolschewiken auf Staatskosten“ und dazu noch waggontweise überstieg doch das Maß, das eine gütige Nachsicht zulassen konnte. Die verbündeten Staatsmänner kamen zu der Überzeugung, daß der russische Verbündete auf die Verlustliste zu setzen sei.

In Petersburg konnten sich nun die Ereignisse programmäßig abwickeln. Lenin entfesselte die niedrigsten Instinkte des Böbels und leitete den Aufstand der Unterwelt ein. Von Zeit zu Zeit probte er mit seinen ständig wachsenden roten Garden in den Straßen der Residenz. Plötzlich erschienen auf sein Kommando schwerbewaffnete unheimliche Gestalten, schossen ihre Gewehre auf die Klassenfeinde ab und verschwanden wieder in ihre Schlupfwinkel. Kein Mensch wußte, von wo sie kamen und wohin sie verschwanden. Dann gab es im Juli eine größere Generalprobe, Lenin hielt Heerschau. Drei Tage knallten die Gewehre, ratterten die Maschinengewehre, dann flüchtigte sich der Spuk gespensterhaft in die Unterwelt. Im November machte Lenin Ernst, ein Kanonenschuß vom Kreuzer „Aurora“ gab das Zeichen zum Endkampf, und in vierundzwanzig Stunden war Lenin Herr der Residenz und Oberhaupt des Staates. Für seinen Teil hatte er den Weltkrieg gewonnen. Jetzt fühlte Lenin sich stark genug, sein Ziel bekanntzugeben — die Weltrevolution. Das Weltgesicht verzog die Miene zu einer abscheulichen Grimasse...

Dem anbrechenden Zeitalter gab Lenin den Inhalt; Vernichtungskampf der Weltanschauungen, Auseinandersetzung auf Sein oder Nichtsein der verneinenden und bejahenden, der aufbauenden und zerstörenden Geisteskräfte. Diesen Weltkrieg kann die brutale physische Gewalt nicht entscheiden. Entscheiden wird diesen Kampf die Macht der Idee.

TAGESPOST (Graz)

nr.: TAG: 5.8.1934

Die sechste Isonzofchlacht.

4. bis 17. August 1916.

Osterreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918. Herausgegeben vom Osterreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv. Wien 1934. Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen.

Die oben erschienene Doppellieferung des fünften Bandes dieses groß angelegten Werkes enthält auf 240 Seiten mit 12 Beilagen vorerst als Einleitung eine vom Generalstaatsarchivar Hofrat Glaise-Horstenau verfaßte Übersicht über die Weltlage im Sommer 1916, woran sich die Schilderung der Geschehnisse an der Südwestfront in der ersten Hälfte August 1916, geschrieben von Oberst Brauner, und jene der Ereignisse in Tirol aus der Feder des Majors i. R. Heydendorff anschließen. Der zweite Teil der Doppellieferung „Das Ringen im Osten von Ende Juli bis Ende August 1916“ hat den Major Dr. Czega und Hauptmann Wischaupt zu Verfassern, während die Einleitungskapitel dazu, „Die Bildung der Hindenburg-Front“, wieder vom Generalstaatsarchivar Dr. h. c. Glaise-Horstenau stammt. Die letzten Seiten der Doppellieferung haben zum Inhalt den Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg und den Beginn des Feldzuges in Siebenbürgen, dessen Bearbeitung Hofrat Oberst a. D. Ritzling übernahm.

*

Der Hochsommer 1916 brachte den Mittelmächten eine recht schwere Zeit. Der deutsche Angriff bei Verdun hatte sich festgelaufen, den Franzosen kaum mehr Verluste als den Angreifern gebracht. Die glänzend begonnene Offensive aus

Südtirol heraus, die zwei Wochen nach ihrem Beginn schon in der Eroberung von Asiago gipfelte und 30.000 gefangene Italiener einbrachte, mußte wegen der Hilferufe an der Nordostfront eingestellt werden. Am 4. Juni war Brusilow zum Angriff geschritten, am 8. Juni Lud verlorengegangen, bald darauf die Katastrophe von Dna gefolgt, die politisch schwer ins Gewicht fiel. In kürzester Zeit hatten die österreichisch-ungarischen Truppen an der Ostfront 300.000 Mann eingebüßt. So mußten die Streitkräfte bei Asiago und Asiago vom Feinde losgelöst werden, um Divisionen für den Nordosten freizumachen. Aber nicht viele konnten dorthin abgelenkt werden, denn Cadorna ging schon Mitte Juni daran, die Offensive im Karstgebiet wieder aufzunehmen.

Durch den Abtransport dieser Truppen von der Südtirolerfront war der Druck, der von den Hochflächen der Vicentinischen Alpen her auf den Italienern lastete, behoben worden. Cadorna konnte also hoffen, mit seinen 350 dorthin geworfenen Bataillonen wieder Herr der Lage zu werden. Doch nicht in aussichtslosen Gebirgskämpfen, sondern an der Straße nach Triest „wollte er den starken seelischen Aufschwung, den Heer und Volk Italiens durch die glückliche Abwehr feindlichen Einbruches gewonnen hatten, sich zunutze machen“. Schon Ende Juni verschob er verfügbare Divisionen dorthin; ihnen folgten andere und anfangs August standen an der Isonzofront 270 italienische Bataillone, 48 Schwadronen und 1670 Geschütze. Als das Armeeoberkommando das wiederbeginnende Interesse der Italiener für den Kampfraum der Armeekorps wahrnahm, sandte sie dieser anfangs Juli zwei Divisionen aus Tirol, von welchen aber bald

darauf eine Brigade nach Kärnten und deren zwei nach dem Osten wieder abgegeben werden mußten. Die dann der 5. Armee als Rotbefehl zugewiesenen 41 Marschkompanien reichten aber kaum aus, die auf dem Karst eingesetzten Kräfte kampfbefähigt zu erhalten. So standen anfangs August den obangeführten italienischen Massen nur 106 Bataillone, 584 Geschütze und 333 Minenwerfer gegenüber und der mit 203 Bataillonen und 1250 Geschützen angreifenden italienischen 3. Armee sollten im gleichen Frontabschnitt 73 Bataillone und 384 Geschütze Widerstand leisten.

Am 4. August, 10 Uhr vormittags, hatte die italienische Artillerie vorerst ein lebhaftes Feuer gegen die Hochfläche von Doberdo eröffnet, dem um 2 Uhr nachmittags ein erfolgloser Infanterieangriff folgte. Am Sonntagmorgen des 6. August aber setzte mit einem Schlag das Artillerie- und Minenfeuer des Feindes mit äußerster Festigkeit von Tolmein bis an die Adria ein. Das viestündige schwere Feuer hatte bereits die Kampfgräben der ersten und zweiten Linie der Verteidiger eingeebnet, als die italienische Artillerie mittags gegen die Einbruchsstellen auf dem Monte Sabotino und auf der Podgora zu trommeln begann und um 4 Uhr nachmittags die Sturmssäulen des 6. italienischen Korps gegen den Görzer Brückenkopf zum Angriff ansetzten. Dieser gewaltigen Kraft stand nur die 58. Infanteriedivision mit 18½ Bataillonen und 87 Geschützen gegenüber, wovon 9 Bataillone die Brückenkopfbefehung bildeten. „Auf sie warf sich die ganze Wucht des ersten Angriffes der 48 im vordersten Treffen eingesetzten italienischen Bataillone. Das verheerende Feuer hatte die Kampfanlagen zerstört, einen großen Teil

der Verteidiger getötet. Die aus den verschütteten Ravernen sich mühsam herausarbeitenden Streiter und die schwache Artillerie konnten gegen die Übermacht nicht aufkommen. Alle Aufopferung war vergeblich.“ Am Abend hatten die Divisionen Capellos die Befestigungen des Brückenkopfes an drei Stellen durchbrochen. Nun wurde die Räumung der Stadt Görz von den Zivilbehörden, Etappenstellen und Verpflegsvorräten angeordnet, gleichzeitig aber auch der Gegenangriff eingeleitet. Die im Südtteil des Brückenkopfes nachts durchgeführten Gegenstöße konnten die Lage auch tatsächlich dort wieder herstellen, nicht aber jener auf dem Monte Sabotino, der in die Morgenstunden fiel.

Am Nachmittag des 7. August setzte ein neuer Massenstoß des italienischen 6. Korps ein. Der erste Sturm brach vor den Linien des ungarischen Landsturminfanterieregiments Nr. 2 zusammen. Aber ein Angriff folgte dem andern; die schwache Besatzung auf den Hügeln von Peuma hatte allein zwölf Stürme bis Mitternacht abzuwehren. Ohne Möglichkeit, Verstärkungen zu erlangen, mußte die 121. Landsturminfanteriebrigade bis zum äußersten sich aufopfern; auch die 5. Gebirgsbrigade hielt stand, und Oberst v. Roe, der Verteidiger der Podgora, harrete mit seinen Dalmatinern und dem Landsturminfanteriebatallion Nr. 75 in der Brückenkopfschanze tapfer aus. Sein Gegenstoß am 7. August abends hatte auch anfänglich Erfolg; da der Italiener aber immer neue Kräfte in den Kampf warf, war jeder weitere Widerstand vergeblich und hätte nur die Verluste bedenklich erhöht, ja sogar eine Katastrophe auslösen können. Daher entschloß sich das 5. Armeekommando, den

über ein Jahr heldenmütig verteidigten Brückenkopf zu räumen und die weitere Verteidigung auf das Ostufer des Ssonzo zu verlegen.

„Während die Kämpfe bei Görz sich zur dramatischen Höhe entwickelten, war auch an der Karstfront die Schlacht entbrannt.“ Das italienische 11. Korps griff am 6. August den Monte San Michele an. „Aus den undurchdringlichen Rauch- und Staubwolken, die den ganzen Karst umhüllten, brach nachmittags die italienische Armee in dichten Massen gegen den ganzen Frontabschnitt der 20. Hornvedinfanteriedivision und der 17. Infanteriedivision vor.“ Es gelang ihr, auf dem Gipfel des Monte San Michele in die Kampfgräben einzudringen. Zur Wiedergewinnung des Berges setzte Erzherzog Josef die ganze Korpsreserve ein. Der in der Nacht zum 7. August angelegte Gegenangriff gelang zwar nicht, doch bannete er die Gefahr des Durchbruches, da der Gegner es nicht wagte, den Kamm des Berges zu überschreiten. Auch der feindliche Versuch, bei San Martino durchzubrechen, scheiterte.

In den 8. August fiel die Krise der Schlacht. Das weitere Ausharren der 58. Infanteriedivision im feindlichen Feuer am Ostufer des Ssonzo war unmöglich. Um Mittag durchwatete ein italienisches Bataillon den Ssonzo; weitere folgten und bildeten einen kleinen Brückenkopf. Wohl versuchte die 5. Gebirgsbrigade, die Italiener über den Fluß zurückzuwerfen, nachdem sie Oberst v. Roe schon gegen die Übergangsstelle zurückgedrängt hatte; aber bald war es klar, daß die erschöpften Truppen nicht mehr lange standhalten können. So kam denn um 11 Uhr nachts der Befehl zum Rückzug in die zweite Stellung. „Den Verteidigern des Görzer

Brückenkopfes, die sich in dem dreitägigen Ringen mit unergänglichem Ruhm bedeckt und durch die höchsten Soldatentugenden bewährt hatten, wurde in diesen bitteren Stunden die bewundernde Anerkennung ihrer höchsten Führer zuteil.“

Die bestimmte Erwartung, daß die Italiener nun in Massen über Görz hinaus stürmen würden, veranlaßte den Generalobersten v. Boroevic am 8. August abends auch den Monte San Michele und die Stellungen auf der Hochfläche von Doberdo räumen zu lassen und die Verteidigung auf den Ostrand des Ballonetales zu verlegen. Die Italiener aber zögerten. Noch am 9. August standen die Hauptkräfte der Gruppe Capello westlich des Ssonzo. Nun aber gab Cadorna den Befehl, die Höhen östlich von Görz in raschem Vormarsch zu gewinnen. Doch alle Angriffe, sowohl jene gegen den Panowitzer Wald und gegen die Höhe 171, als die gegen den Hang des Monte San Gabriele und bei Plava endeten mit Mißerfolgen für die Italiener. Auch alle am 12. August östlich von Görz unternommenen italienischen Vorstöße brachen entweder schon im Feuer der Verteidiger zusammen oder sie wurden in heißem, blutigem Nahkampf zum Stehen gebracht. Der 14. und 15. August waren wieder Großkampftage; erst am Nachmittag des 16. August war die Angriffskraft des Feindes endgültig gebrochen. Das letzte Ringen an diesem Tag endete nach zwölfstündiger Dauer mit einem ruhmvollen Abwehrsieg des 1. u. 7. Korps.

Die 5. Armee hatte in der sechsten Ssonzschlacht 41.000 Streiter, darunter 800 Offiziere, das italienische Heer 52.000, darunter 1750 Offiziere, verloren.

Dr. A. M. W.

August 1914.

Von Generalmajor Karl Morzer.

Wien, 12. August.

August 1914! Wer damals Europa aus der Vogelperspektive betrachtet hätte, würde einen einzigartigen Anblick genossen haben. Fast alle Nationen, selbst die direkt nicht beteiligten Staaten unseres Erdteiles, waren aufgeseucht und taumelten, von einer seltsamen Psychose erfaßt, einem ungewissen Schicksal entgegen. Seit Jahrzehnten hatten die Kriegsmaschinerien aller für diesen Augenblick gearbeitet, in dem sie schlagartig mit unheimlicher Pünktlichkeit und Sicherheit in Aktion treten sollten. Auch in Oesterreich-Ungarn, wo man wegen des Nationalitätenhaders für Mobilisierung und Aufmarsch Bedenken hegte, wickelten sich beide Massenbewegungen klaglos ab. Reservisten und Landstürmer ließen Familien und Heim in Stich und eilten vielfach noch vor dem Einrückungstage in die Kasernen. Das geschah sogar in den gefährdeten Grenzgebieten, wo die ausländische Propaganda seit vielen Jahren ihr Unwesen trieb. Mancher mit Pferd und Wagen erschienene Bauer aus den entlegensten Karpathendörfern zog enttäuscht wieder ab, wenn man ihm bedeutete, daß der Kaiser ihn noch nicht benötige. In der Erinnerung an den Mord von Sarajevo löste die Mobilisierung gegen Serbien (25. Juli) in allen Teilen des großen Reiches eine Welle von Begeisterung aus. Die nationalen Streitigkeiten schienen plötzlich verstummt. Mit Recht konnte der alte Kaiser in seinem Manifest behaupten: „Ich kenne keinen Streit meiner Völker mehr, ich kenne nur ein geschlossenes Volk von Oesterreich-Ungarn.“

In diesen entscheidenden Tagen lastete auf dem Chef des Generalstabes Conrad-Hötzendorf ein übergroßes Maß von Verantwortung. Wohl klappte Mobilisierung und Aufmarsch zur Zufriedenheit, auch die Armee, die zum Waffengang antrat, war trotz einiger Rückständigkeiten in der Bewaffnung und Ausrüstung die stärkste und beste, die Oesterreich je besaß. Aber sonst war die Lage der österreichisch-ungarischen Monarchie noch voller Unklarheiten, was für die Versammlung der Streitkräfte verhängnisvoll werden konnte. Ein Mißgriff im Aufmarsch ist im ganzen Kriege kaum mehr gutzumachen. In Voraussicht eines Zweifrontenkrieges hatte der Generalstab die Aufmarschanordnungen sehr elastisch getroffen. Für den Kriegsfall Balkan war eine Minimalgruppe (fünfte und sechste Armee) vorgesehen, die durch eine B-Staffel (zweite Armee) verstärkt werden sollte, wenn der Krieg gegen Serbien isoliert bliebe. Alles übrige bildete die A-Staffel. In der Hoffnung, mit den Serben bald fertig zu werden, hatte man auch die zweite Armee, im ganzen zwei Fünftel

der österreichisch-ungarischen Streitkräfte, gegen Süden in Bewegung gesetzt. Das war viel zu viel, wenn auch Rußland sich in den Konflikt einmischte. Am 31. Juli konnte darüber kein Zweifel mehr sein, worauf die allgemeine Mobilisierung und der Aufmarsch in Galizien anbefohlen wurde. Da man jedoch die B-Staffel auslaufen ließ, um die Massenbewegung nicht zu stören, gelangte die zweite Armee auf den Balkan, der zum Nebenkriegsschauplatz geworden war. Trotz strikter Befehle zum Abtransport nach Norden wurde diese Armee Mitte August bei Schabac in die Kämpfe der Balkanstreitkräfte verwickelt, die mit einem Mißerfolg endeten und dem Prestige der Monarchie empfindlichen Abbruch zufügten. So hatte die Täuschung über Absichten und Kriegsbereitschaft der Russen zu einem planwidrigen Aufmarsch verleitet. Hinsichtlich der Haltung sowohl Italiens wie Rumäniens herrschte aber noch weiterhin Unklarheit und auch betreffs Bulgariens gab man sich unnützen Illusionen hin, die nicht wenig zu dem überhasteten Einfall in Serbien beitrugen.

Conrads Aufgabe zu Kriegsbeginn.

Mit Deutschland waren schon frühzeitig Vereinbarungen über die gemeinsame Kriegsführung im Osten getroffen worden, die dann allerdings durch die Gewalt der Tatsachen abgeändert wurden. Der deutsche Generalstab hoffte binnen sechs Wochen die Entscheidung im Westen herbeizuführen. Bis dahin sollten die Oesterreicher-Ungarn die russische Uebermacht festhalten und den Deutschen Rückenfreiheit sichern. Conrad hat diese Verpflichtung sehr ernst genommen und im vollen Umfange mit Einsatz aller verfügbaren Kräfte restlos erfüllt. Die linke Flanke der k. u. k. Armee sollte von Oberschlesien aus das deutsche Landwehrkorps Boyrjch decken, in Ostpreußen die deutsche achte Armee aufmarschieren. Die Aufgabe Conrads war eine defensive; er wollte sie offensiv lösen, um die russischen Massen auf sich zu ziehen und von einem Vorstoß gegen Berlin abzuhalten. Der Conradsche Offensivplan war für den Kriegsbeginn von entscheidender Bedeutung und hat erst in jüngster Zeit in der Literatur eine gründliche Untersuchung erfahren.

Da die Rumänen, die den rechten Flügel in der Bukowina decken sollten, ausgesprungen waren, ordnete Conrad die Rückverlegung des Aufmarsches an die besetzte San-Dnjestr-Linie an, und zwar dritte Armee Lemberg, vierte Jaroslau, erste am unteren San,

je eine kleine Gruppe bei Stanislaw und Krakau. Der viel umstrittene Plan Conrads schlug die durch die geographischen Lineaments gegebenen Richtungen ein. Da Galizien im Norden und Osten vom russischen Gebiet umfaßt war, konnte ein Angriff aus diesen beiden, durch das bewaldete und ver- sumpfte Bug-Styr-Bassin getrennten Richtungen erfolgen. Conrad rechnete vornehmlich mit starken Kräften in Polen östlich der Weichsel, an eine größere russische Offensive aus Osten glaubte er nicht. Nach seinem Plane sollte die erste und vierte Armee nach Norden zwischen Weichsel und Bug gegen Lublin und Cholm vorstoßen, die dritte Armee sich zunächst östlich Lemberg abwartend verhalten und die zweite Armee am Südlügel der dritten anschließen. Da es sich nur um eine Offensive mit beschränkten Zielen handeln konnte, hätte es kaum zu dem oft erörterten Zusammenwirken mit dem deutschen Ostheer H i n d e n b u r g s (Sieblee) kommen können. Der Plan Conrads verrät außerordentliche Kühnheit und fußt auf der größeren taktischen Geschicklichkeit und höheren Moral der eigenen Truppen. Die Russen wollten unter Ausnützung der umfassenden Grenzlage mit je zwei Armeen von Norden und Osten gegen Lemberg vordringen, um den Oesterreichern-Ungarn ein Rammä zu bereiten. In Folge dieser Absichten mußte es nach dem 22. August zu großen Kämpfen kommen, die man als die galizische Schlacht bezeichnen kann.

Die galizische Schlacht.

Die erste Armee Danäl am Westflügel schlug am 25. August die russische vierte Armee und verfolgte sie bis nahe an Lublin. Die vierte Armee A u s s e n b e r g erschocht in den Tagen vom 26. bis 31. August bei Komarow einen Sieg über die russische fünfte Armee, die dabei knapp einer vollständigen Einkreisung entging. Es war eine glänzende Waffentat, in der die noch kriegsunerfahrenen Truppen hervorragende Proben von Tapferkeit und Opferbereitschaft ablegten. Der Nordstoß hätte fast zu einer vollen Entscheidung geführt. Leider sollte auch diesen beiden glänzend geführten Armeen die Siegespalme versagt bleiben. Indessen hatte sich in Ostgalizien Unvorhergesehenes ereignet. Die russische Uebermacht hatte die dritte Armee nach Lemberg zurückgeworfen (erste Schlacht bei Lemberg), worauf sie Conrad in die starke Stellung im Brodeker Abschnitt westlich Lembergs beordnete. Nun sollte der Feind auch im Osten geschlagen werden, wozu sich der Feldherr zu einem neuen, nicht weniger kühnen Unternehmen entschloß, das von dem hohen Vertrauen zu Truppen und Führern Zeugnis legt. Aussenberg sollte die Verfolgung der geschlagenen Russen einstellen, kehrtmachen und dem Feind bei Lemberg in die Flanke fallen. Den Schutz gegen Norden hatten eine Gruppe Erzherzog J o s e f F e r d i n a n d s, die erste Armee Danäl und die Gruppen K u m m e r und W o y r s c h zu übernehmen. Das kühne und schneidige Manöver der Armee Aussenberg gelang, doch scheiterte der Angriff, da sie selbst in der linken Flanke angefaßt wurde (zweite Schlacht bei Lemberg). Zum Unglück mußte auch Danäl aus dem Angriff in die Verteidigung übergehen und dann vor der Ueberzahl des Feindes hinter den San weichen, worauf am 11. September auch die übrigen Armeen dahin zurückgenommen wurden.

Die Ursachen des unglücklichen Ausganges der großen galizischen Schlacht, die die Blüte der österreichisch-ungarischen Armee dahinraffte, sind in verschiedenen Umständen zu suchen. Die numerische Ueberlegenheit der Russen, insbesondere an Geschützen, und die Kriegsunerfahrenheit der Truppen, die außerordentliche Verluste verursachte, tragen nur zum Teile Schuld daran. Die Aufgabe Conrads war außerordentlich schwierig. Die geographischen Verhältnisse bedingten, daß alle Offensivstöße aus Mittelgalizien exzentrisch geführt werden mußten, was zu Trennungen und anderen Schwierigkeiten Anlaß gab. Die Plamwidrigkeit des Aufmarsches hatte ferner eine Kette von Mißverständnissen und eine Schwächung der Streitkräfte in

Galizien zur Folge. Diese strategischen Unzulänglichkeiten trugen mehr zum Rückzug hinter den San bei als die Waffen des gleichfalls erschöpften Feindes. Die Erziehung zum Angriff unter allen Verhältnissen stand nicht im Einklang mit der abstoßenden Kraft der modernen Waffen. Führung und Truppe übersehen die Vorteile, die sich in

Ostgalizien an den zahlreichen Flußabschnitten für eine Defensiv gegenüber dem aus Osten vordringenden Feind boten. Das Verhalten der Truppen in diesen blutigen Schlachten ist über alles Lob erhaben. Die Opferbereitschaft und Tapferkeit des österreichisch-ungarischen Soldaten — ohne Unterschied der Nation — hat die Welt überrascht. Wie auf dem Exerzierplatz, wie sie es im Frieden gelernt, ging die brave Infanterie, nur unvollkommen von der eigenen schwachen Artillerie unterstützt, im freien Gelände die gut gedeckten Linien des kriegserfahrenen Feindes an. Allen voran die Offiziere, jede Deckung verachtend. Es war ein unverdientes Schicksal, ein Verhängnis, daß solchen Truppen der endgültige Erfolg versagt blieb.

Die Schlachten bei Rowel und Stanislaw.

Ende Juli bis Ende August 1916.

Österreich-Ungarns letzter Krieg, 1914—1918.
I. Doppellieferung zum V. Band. Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen, 1934.

Die schweren Rückschläge von Luck und Okna hatten im Innern der Donaumonarchie tiefen Eindruck hervorgerufen und die Stellung des UOK, wie namentlich jene des Chefs des Generalstabes erschüttert. Schon wurden Namen genannt, deren Träger berufen schienen, das Erbe Conrads anzutreten. Der Erzherzog-Thronfolger, vom Kaiser zu Rate gezogen, widersetzte sich schließlich einem Wechsel vorzunehmen, dies umso mehr, als auch Erzherzog Friedrich sich warm für Conrad einsetzte.

Die reichsdeutschen Bestrebungen wieder gingen dahin, im Osten eine einheitliche „Hindenburg-Front“ zu schaffen und eine Oberste Kriegsleitung, an deren Spitze der Deutsche Kaiser treten sollte. Dabei war wohl auch daran gedacht, den Einfluß Falkenhayns auf die Kriegsführung einzuschränken. Bei den Besprechungen in Berlin am 18. Juli aber wies Conrad den Plan einer einheitlichen Front von der Ostsee bis an die rumänische Grenze und deren Unterstellung unter die deutsche OHL. entschieden zurück und Kaiser Franz Joseph, wie auch Burian waren mit dieser Haltung Conrads einverstanden. Aber es sollte doch ermöglicht werden, „von einer Zentralstelle aus über die gesamten Truppen der Abwehrfront ohne zeitraubende Zwischenverhandlungen zu disponieren“. Hierfür

wurden verschiedene Lösungen in Vorschlag gebracht und am 23. Juli gab Kaiser Wilhelm seine Absicht kund, in Pleß mündliche Besprechungen über diese Frage abzuführen. Als Falkenhayn am 26. Juli in Teschen nochmals auf den Vorschlag zurückkam, die ganze Ostfront Hindenburg zu unterstellen, lehnte Conrad dies wieder nachdrücklich ab. Der Kaiser in Schönbrunn durch Erzherzog Friedrich über die Sachlage am 27. Juli unterrichtet, ließ durch eine Depesche des GD. Freiherrn v. Bolfras an die Heeresleitung seinen Wunsch dahin ausdrücken, daß bei der Konferenz in Pleß nach eingehender Erörterung der beiderseitigen Meinungen doch eine Vereinbarung erzielt werde. An diesen Besprechungen nahmen Kaiser Wilhelm, Erzherzog Friedrich, Bethmann-Hollweg und Jagow sowie Hindenburg, Conrad und Ludendorff teil. Falkenhayn der unwohl gemeldet wurde, erhielt in seiner Wohnung den Besuch Conrads, um eine mögliche Lösung zu verabreden. Schließlich einigte man sich dahin, daß Hindenburg zwar nicht den Befehl über die ganze Ostfront, wohl aber über deren größten Teil erhielt und seine Weisungen von der OHL. empfangen sollte, die sich ihrerseits wieder verpflichtete, für die Abschnitte südlich des Pripiatj für ihre Befehle die Zustimmung des k. u. k. UOK. einzuholen, und bei ihren Verfügungen auf die Heeresgruppe Erzherzog Karl Franz Joseph stets möglichste Rücksicht zu nehmen, die auch weiterhin dem UOK. unterstellt blieb. Kaiser Franz Joseph genehmigte unterm 27. Juli diese Abmachungen.

In die Zeit vom 28. Juli bis 3. August fiel die Schlacht von Rowel. Etwa die Hälfte der russischen

Wehrmacht warf sich planmäßig auf die weniger widerstandskräftige Front südlich von Pinsk, wo, vom Norden nach Süden gereiht, das österreichisch-ungarische Kavalerielorps Hauer, die UGrp. Bernhardt, das Korps Lüttwih, die 1. u. 2. 4. Armee und die UGrp. Sigmund und Marwig in der Verteidigung standen. Der Ansturm der russischen Armeen Bezobrazow und Kaledin erzwang das Zurückweichen der Verbündeten aus dem Stochod-Inie östlich von Mielnica auf eine verkürzte, gerade verlaufende Sehnenstellung, wobei die Tiefe des Raumverlustes 10 Kilometer betrug. Diese neuen Stellungen wurden am 29. Juli ungestört bezogen. Gegen das Korps Lüttwih, dessen Mitte das II. russische Gardekorps bei Trjsten eingedrückt hatte, richtete sich nun der feindliche Massensturm bei Ristelin und Semerynki, um sich hier durch die sperrenden deutschen Linien den Weg nach Kowel zu bahnen. Glt. Lüttwih aber vereitelte mit den ihm von der Heeresgruppe beigegebenen Kräften das Vorhaben der Russen, die nur bei Witonice auf dem linken Stochodufer eine kleine Brückenkopfstellung errangen.

Nun erfolgte aber wieder ein Rückschlag bei der Armee Tersztyanskys, deren Kampfkraft seit Dlyka—Lud sehr herabgemindert war. Die Russen brachen bei Szelow ein und bereiteten ihr, ohne zahlenmäßig überlegen zu sein, eine schwere Niederlage. Binnen weniger Stunden war die Front in ganzer Breite auf zwei bis fünf Kilometer zurückgedrängt worden.

Trotzdem konnte bei allem diesen Mißgeschick von einer tiefgreifenden Verschlechterung der Lage am Stochod und südlich davon nicht gesprochen

werden, während die Russen an diese ihre Offensive große Hoffnungen geknüpft hatten. Der Durchbruch auf Kowel war nicht geglückt. Mezejew hielt denn auch mit seinem Tadel nicht zurück. Deshalb beschloß Brussilow den Angriff am 7. August mit einem neugebildeten Stoßteil zu wiederholen; doch auch der russischen „besonderen“ Armee mißglückte der Durchbruchversuch. Die Heeresgruppe Linstingen hatte die Abwehr bei Kowel auch in der zweiten Phase siegreich behauptet.

Anders aber gestaltete sich die Lage bei der Heeresfront Erzherzog Karl Franz Joseph in Ostgalizien. Hier stand westlich von Brody und Galosce die 2. Armee, westlich von Tarnopol und Buczacz die deutsche Südararmee und westlich von Kolomea die 3. Armee, an die sich südlich das Karpathenkorps Conta angeschlossen. Als am 28. Juli die Schlacht bei Kowel entbrannte, schritten auch die Generale Schtscherbatschew und Lefschigki in Südostgalizien wieder zum Angriff. Ersterer erlangte wohl auch Erfolge gegen Bothmer, doch war es ihm bis zur Monatswende trotz aller hartnäckiger Stürme und großer Opfer nicht geglückt, dessen rechten Flügel an die Plota Lipa zurückzudrängen. Lefschigki aber warf die Gruppen FMW. v. Gadsby und Glt. v. Kraewel in neue Stellungen bei Tlumacz und bis in die Linie Tarnowica Polna zurück. Am 4. August griffen die Russen die 2. Armee in ihrer neuen Stellung am Sereth und an der Graberska an, wo sich schwere Kämpfe entwickelten. Um 5 Uhr früh stieß eine russische Division über den Sereth; Czistopady ging verloren. Erst gegen Abend gelang es den russischen Angriff zum Stehen zu bringen. Zeitlich am

nächsten Morgen ballten sich die russischen Divisionen zu abermaligen Sturm zusammen, der immer wieder erneut, mittags unwiderstehlich wurde. Smidawa und Galosce fielen in die Hände der Angreifer; auch die auf den Höhen von Kosocianice zur Abwehr in das Getümmel geworfenen Reserven erlagen dem Ansturm und die Verbindungen rissen. In diesen kritischen Stunden kamen die ersten deutschen Verstärkungen. Bevor sie aber noch gesammelt waren, gelang es den Russen auch in Zwyzyn und später auch in Kosocianice einzudringen, das ihnen allerdings später zeitweise wieder genommen wurde. Ein verzeifelter Kampf entspann sich; deutsche und ungarische Regimenter fochten wirt durcheinander. Erst am Spätnachmittag flaute das Ringen ab. Um einen Durchbruch bei Zborow zu verhindern, wurde die deutsche 195. ID. dorthin verlegt und G. b. J. Eben mit dem Befehl über alle Truppen im Abschnitt von Nosowce bis Zwyzyn betraut.

Früh morgens am 7. August eröffnete die Artillerie Lefschigkis eine neue schwere Kanonade auf die ganze Front vom Pruth bis zum Dnjestr; mittags setzte die Infanterie zum Angriff an, mit dem Hauptstoß gegen den Nordflügel Röß. Sie drang bei Korolowka in die Stellungen des IR. 18 und auch in jene der 8. GSD. ein. Bald war auch der linke Flügel Kraewels hart bedroht. Die Front der deutschen 105. ID. wurde durchstoßen, die fechtend vom Dnjestr gegen Nordwest auswich. Schon waren sämtliche Reserven der 3. Armee eingesetzt, ohne daß es möglich gewesen wäre die Lage bei

Tlumacz wieder herzustellen. So gingen die Gruppen Gadsby und Kraewel in die flüchtig angelegten Reservestellungen zurück und als am 8. August abermals ein gewaltiger russischer Massenstoß knapp südlich des Dnjestr erfolgte, ordnete G. v. Röß den Rückzug seiner Armee auf Radworna und Stanislaw an. Am 9. und 10. August erneuten die Russen ihre Angriffe; sie drangen bis Uzin vor und umzingelten den linken Flügel Kraewels, der, um durch die feindliche Übermacht nicht erdrückt zu werden, seine Gruppe hinter die Bystryca führte. Dann mußte auch Gadsby zurückgehen und Stanislaw preisgeben. Bevor noch dies geschah, hatte bereits G. v. Seekt bei Erzherzog Karl den allgemeinen Rückzug beantragt, um in geeigneteren Positionen bessere Abwehr zu leisten. Er wurde hinter die Linie Zielona—Zuraki—Jezupol angeordnet. Auch Bothmer mußte in die Linie Wodniki—Horozantla—Zborow zurückgehen.

Die Russen hatten in dieser Kampfsperiode große Ziele angestrebt und entscheidende Erfolge erwartet. Sie waren ausgeblieben. Wohl hatten sie die Verbündeten beiderseits des Dnjestr um fast 50 Kilometer zurückgedrängt, aber das heißersehnte Operationsziel Kowel wurde nicht erreicht. Das österreichisch-ungarische Heer verlor in der Zeit vom 1. Juni bis 31. August 613.587 Mann; davon 959 Offiziere und 29.288 Mann tot, 3689 Offiziere und 149.944 Mann verwundet, 4177 Offiziere und 98.164 Mann krank, der Rest gefangen und vermisst. Dr. A. M. M.

31. Aug. 1934

Ein vergessener Kriegstoter.

Von General d. Inf. d. R. Alfred v. Schenk.

Im Hofe der Wiener Stiftskaserne nennt eine schlichte Tafel jene ehemaligen Wiener Infanterie-Kadettenchüler, die im Weltkrieg den Tod fanden, nach Ausmusterungsjahren geordnet und in ihnen alphabetisch. Letzteres wohl das Richtige, weil ja im Tode doch alle gleich. Und doch wird jeder Objektive dem jungen Offizier, der vor 20 Jahren beim Untergang des Lloydampfers „Baron Gautsch“ den Tod fand, die Palme reichen, nicht weil er das erste Kriegsopfer der Armee war, sondern weil er — nur an andere denkend — „bewußt“ in den sicheren Tod ging. Er erbrach die versperrte Kammer mit den Rettungsgürteln und versah 30 Frauen und Kinder mit solchen, und zwar so lange, bis er mit dem Schiff unterging. Diese heroische Tat kennzeichnet am besten das P. V.-Blatt vom 2. März 1916: „Se. Apost. Majestät geruhte Allergnädigst zu verleihen den Orden der E. Kr. III. Kl. dem Oblt. Robert Schenk des b.-h. K. Nr. 4, der am 13. August 1914 beim Untergang des Lloydampfers „Baron Gautsch“ nach heldenmütiger, mit äußerster Selbstlosigkeit durchgeführter Rettung zahlreicher Menschenleben den Tod fand, dessen bewundernswürdiges Handeln aber erst jetzt durch Zeugen klar gestellt wurde.“ — Der wenig bekannte Held des „Gautsch“ ist der einzige Sohn des hier im Ruhestande lebenden Hofrates Moriz Schenk und der Bruder der Gattin des Reg.-Rates im Finanzministerium Böll.

Die Peripetie des Krieges.

Vor zwanzig Jahren.

In diesen Tagen sind die Gedanken ganz Österreichs auf das Geschehen vor zwanzig Jahren gerichtet. Ein merkwürdiger Zufall will es, daß die ersten Septembertage 1914 durch die gewaltige Peripetie im Osten und Westen gekennzeichnet sind. Wenn die tieferen Urfachen sowohl hier wie dort auch schon erkannt sind, so ist in der Literatur doch nie auf das eigenartige Zusammentreffen gleichartiger oder doch ähnlicher Erscheinungen auf den beiden Kriegsschauplätzen hingewiesen worden. Das geschieht in interessanter und, mit Rücksicht auf die Wiedersehensfeiern, höchst zeitgemäßer Weise in dem nachstehenden Aufsatz.

Wie weit entfernt waren wir doch im September 1914 vom Höhepunkt des Weltkrieges! Wie wenig wußten wir damals von aussichtslosem Ringen um den militärischen Sieg und verzweifeltsten Bemühungen um den Frieden, die spätere Abschnitte des Großen Krieges kennzeichneten! Und dennoch. Schon vor genau zwanzig Jahren kündigte sich die Peripetie in dem großen Drama an. Merkwürdig genug hat nämlich der ewige Schlachtenlenker den Wendepunkt, der die Katastrophe einleitet, an den Anfang und nicht ans Ende der Handlung gesetzt.

In den allerersten Septembertagen 1914 war wohl schon eine unserer Hoffnungen geknickt worden. Eine andere hielt uns aber aufrecht, obgleich auch sie am 7. September eitel geworden war. Wir verzweifeltten bereits am Osten, doch wir bauten noch auf den Westen.

Auf den polnischen und galizischen Schlachtfeldern erwarteten wir nur bis zum 2. September den Erfolg, der uns aus der geographisch bedingten russischen Umklammerung befreien sollte. Dem herrlichen Vorstoß Danzls, der die Russen bei Krasnik zum Rückzug zwang, war der Sieg Ruffenbergs

bei Komarow gefolgt. Glanzleistungen der Führer und Truppen, die verdientermaßen unvergessen sind! Die Russen in Polen waren aber doch nicht so entscheidend geschlagen worden, daß sie nicht schon etliche Tage später im Verein mit ihren in Ostgalizien glücklicheren Kameraden die gesamte, im Norden eingesezte österreichisch-ungarische Wehrmacht anpacken konnten. Von diesen neuen Kämpfen drang die Kunde nach Wien.

Noch am 1. September wurden zwei Meldungen des Kriegspressequartiers bekannt, die uns an unseren Stern glauben ließen. Die eine — zurückhaltendere — lautete: „Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz stehen unsere Truppen auch weiterhin in hartem Kampfe südlich der Linie Lublin — Krasnostow — Grubieszow. Die Hauptentscheidung ist in der nächsten Zeit zu gewärtigen.“ Die andere — ermutigendere — besagte: „Die Schlacht dauert mit unverminderter Festigkeit fort. Über die einzelnen Phasen können aus begreiflichen militärischen Gründen vorderhand keine Nachrichten übermittelt werden, doch ist soviel gewiß, daß sich der Kampf sehr günstig für uns entwickelt.“ Dazu stärkten Meldungen über den Umfang des deutschen Sieges bei Tannenberg unsere Zuversicht.

Bis am 3. September einer der psychologisch verheerendsten Kriegsberichte uns aus allen Himmeln rief. Am Morgen dieses Tages wurde der Öffentlichkeit der folgende, zu einer traurigen Berühmtheit gelangte Höfer-Bericht vom 2. September, 9 Uhr vormittags, übergeben: „Einwöchige erbitterte Schlacht im Raume Zamosc—Lyszowce führte gestern zum vollständigen Siege der Armee Ruffenbergs. Russen im Rückzug über den Bug. Auch bei der Armee Danzls, die nun Lublin angreift, ununterbrochene Erfolge. In Ostgalizien Lemberg noch in unserem Besitze. Gleichwohl dort Lage gegenüber stark überlegenem russischen Vorstoß sehr schwierig.“

Am 7. September wurde zugegeben, daß Lemberg schon am 3. geräumt worden sei. (Tatsächlich hatte die letzte k. u. k. Truppe der Stadt am 2. nachmittags den Rücken gefehrt.) Im Hinterlande ahnte man das nach dem ominösen „Lemberg noch in unserem Besitz“ schon am dritten! An diesem Tage breitete sich über Österreich der schwarze Mantel der Mutlosigkeit und des Mißtrauens. Die Heeresleitung hatte bis zum 3. September den Glauben an einen vielleicht feldzugentscheidenden Sieg erweckt; sie hatte sogar das „Lemberg noch in unserem Besitz“ in eine Meldung von eigenem Sieg und feindlichem Rückzug „eingewickelt“. Das war zu viel des Spiels mit den Nerven des Hinterlandes! Wenn etwas am 7. September trotz des „Lemberg dem Feinde überlassen“ das österreichische Gemüt aufhellte, so waren es die deutschen Meldungen: Die französische Regierung hat die Hauptstadt verlassen; zwei Forts von Maubeuge sind gefallen; deutsche Kanonen donnern vor Paris!

War dem wirklich so?

Ja, deutsche Kanonen donnerten vor Paris, die Pariser aber vernahmen — verhallenden Kanonendonner.

Im Großen Hauptquartier zu Luxemburg waren an demselben 7. September Meldungen der 1. und 2. Armee eingelangt, die die Gefahr eines Durchbruchs an der Marne, beiderseits Chateau-Thierry, erkennen ließen. Moltke erwog bereits die Entsendung eines bevollmächtigten Generalstabsoffiziers an die Front. Sie wurde zur Tatsache, als am 8. früh die Meldung des 2. Armeeoberkommandos eintraf: „Bis jetzt in Stellungen gegen Übermacht behauptet; am 8. erneuter Angriff auf linkem Flügel, unterstützt von zwei sächsischen Divisionen; infolge schwerster Verluste hat 2. Armee nur noch Gefechtskraft von drei Korps“ und ein Funkspruch der Station der Gardetaballeriedivision mitgelesen wurde: „Petit Morin-Stellung Bierch—Orly—Villeneuve durchbrochen; Höherer Kavallerie-Kommandeur 1 geht langsam hinter Dollau zurück.“

Hier soll nicht versucht werden, das Dunkel der Mission des Oberstleutnants Hentsch zu erhellen, die zum Rückzug der deutschen Armeen führte — die das Marne-Wunder vollendete. Jedenfalls bereitete sich am 7. September 1914 die eigentliche Tragödie des

Weltkrieges vor, denn mit dem Scheitern der aussichtsreichen Offensive auf dem Hauptkriegsschauplatz wurde der Weltkrieg zu einem Materialkriege, in dem die Festung Mitteleuropa einmal fallen mußte.

Was erfuhr die Weltöffentlichkeit aus deutschen Quellen von dem Ereignis, von dem die spätere amtliche deutsche Kriegsgeschichtsschreibung feststellte, daß von da an der „Gang des Weltkrieges sich mehr und mehr gegen Deutschland wandte?“ — Zunächst gar nichts. Zur Stunde, da Oberstleutnant Hentsch an der Front den Rückzug der deutschen Armeen in die Wege leitete, verkündete man die Kapitulation der Festung Maubeuge. Man ließ daheim Viktoria schießen. Am 10. September, als der rechte Flügel schon weit zurückgebogen war, ließ man an eigene Fortschritte nach siegreicher

Abwehr an und über die Marne vorgebrungener feindlicher Heeressteile glauben. Dann finden sich in den deutschen Heeresberichten tagelang keine Ortsangaben mehr. Wenn am 13. verlautbart wurde, daß eine neue Schlacht im Gange sei, die günstig stehe, so konnten die Bürger der Mittelmächte glauben, daß nun vor den Toren von Paris um den Fall der Stadt gerungen werde. Dabei war längst die ernsteste Entscheidung im ganzen Weltkrieg gefallen — gefallen gegen uns! Vier Winter im Schützengraben klärten uns in jährlich zunehmendem Maße auf, daß die — wahrscheinlich — einzige Gelegenheit zur Erzwingung eines billigen Friedens in den ersten Septembertagen des ersten Kriegsjahres unwiederbringlich vorübergegangen war.

Karl Freiherr von Werkmann.

Der Feldzug in Siebenbürgen.

Ende August bis Mitte Oktober 1916.

Osterreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918. Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv. Wien, 1934. Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen. — Die eingehende und bildsame Schilderung dieses Feldzuges in der zweiten Doppelleferung zum 5. Bande stammt aus der Feder des Hofrates Riszling, Oberst a. D., der als Major und Generalstabschef der 71. Infanteriedivision in Siebenbürgen wirkte und so mitten in den Ereignissen jener an Sorgen und Kämpfen, aber auch an Siegen und Erfolgen reichen Zeit stand.

I.

Einbruch der Rumänen.

Anders als Italien, gehörte Rumänien wohl nicht dem Dreibund an, doch hatte es 1883 einen Geheimvertrag und Ende 1912 nähere Vereinbarung mit Osterreich-Ungarn geschlossen, die ein gemeinsames Operieren gegen Rußland zum Inhalt hatten. Allerdings trat dann eine Abkühlung der Beziehungen im Jahre 1913 dadurch ein, daß nach dem zweiten Balkankrieg das Wiener Außenamt die rumänischen Wünsche auf Erwerbung eines bulgarischen Grenzstreifens nicht unterstützte und selbst der dreibundfreundliche König Carol konnte gegen den Einfluß Bratianus, den es zur Entente hinzog, im Kronrat von Sinaia am 8. August 1914 nicht durchdringen. Rußland hatte schon vorher Rumänien die Erwerbung Siebenbürgens in Aussicht gestellt, wenn es an seiner Seite an dem Krieg teilnehmen würde. Engere

Bindungen erfolgten im Oktober 1914, neun Tage nach dem Ableben Carols. Gleichwohl bezog Bratianu, der maßgebenden Einfluß auf König Ferdinand hatte, vorerst einen Beobachtungsposten, indem er die Verbindung mit Rußland nicht aufgab, aber auch mit Wien verhandelte. Da eine Abtretung auch nur eines Teiles Siebenbürgens wegen des Widerstandes Tiszas nicht in Frage kam, konnte es sich hierbei nur um die Bukowina handeln. Als aber die großen Erfolge der Brusilow-Offensive eine Schwächung der Mittelmächte mit sich brachte, kam der Stein ins Rollen. Am 17. Juni 1916 schloß Rumänien mit der Entente einen Bündnisvertrag und eine Militärkonvention ab. Es sollte am 28. August loszschlagen.

Selbstverständlich blieben die Verhandlungen nicht verborgen. Schon am 18. Juli erörterte Conrad mit Falkenhayn in Berlin die Kriegsgefahr; bei einer neuerlichen Besprechung in Pless, der auch der bulgarische Generalstabschef beiwohnte, wurde der Kriegsplan erwogen. Dabei ergaben sich insofern Meinungsverschiedenheiten, als Falkenhayn für einen Vorstoß der bulgarischen 3. Armee weit in die Dobrudscha hinein sich erklärte, während Conrad einer kräftigen Offensive in der Richtung auf Bukarest, unterstützt durch einen Angriff über die Südgrenze Siebenbürgens, das Wort redete. Auch schlug er Falkenhayn am 10. August vor, ohne weitere Verhandlungen und Kriegserklärung sofort in Rumänien einzubringen, sobald der Vertragsabschluß der Gegner auf dem Radioweg bekannt würde. Doch fehlte es hierzu vorläufig noch an einer schlagkräftigen Armee; auch schenkte Falkenhayn den Mitteilungen aus Teschen über den Abschluß einer Militärkonvention zwischen Rumänien und der Entente umso weniger

Glauben, als der 14. August, der Stichtag für die Kriegserklärung ohne eine solche vorbeigang. Und doch erfolgte sie tatsächlich am 14. August, aber alten Stils, nämlich am 27. August; und zur selben Stunde, 9 Uhr abends, als die Kriegserklärung in Wien übergeben wurde, brachen auch schon die rumänischen Vorhuten in Siebenbürgen ein.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung hatte für diesen Fall schon zielbewußt vorgesorgt. Da Siebenbürgen dem Schutz der Grenzgendarmerie und der Ersatzkörper allein überlassen war, wurden eiligst 10 Etappen- und 2 Landsturm-Infanteriebataillone abgeendet und Anfang August noch drei abgelämpfte Divisionen zur Reetablierung dorthin verlegt. Später konnten noch 10 einzelne Bataillone an verschiedenen Frontabschnitten herausgeholt und bei Eisenbahnstationen bereitgestellt und aus den Marschformationen 23 neue Bataillone gebildet werden. Das Kommando über diese Truppen, aus denen dann die 1. Armee erwuchs, erhielt G. d. J. von Arz.

Vom 27. bis 30. August drang die rumänische Nordarmee unter General Presan über die Grenzpässe in Siebenbürgen ein und erreichte, von der 61. Infanteriedivision im raschen Vordringen behindert, die Linie Belbor—Putna—Bereczl, wo sie zur Vorbereitung der weiteren Offensive stehen blieb und erst am 5. September den Vormarsch wieder antrat. An der Südgrenze Siebenbürgens drang General Averescu mit der rumänischen 2. Armee vor, um in den Besitz der Haromjel und des Burzenlandes zu gelangen, welche die 71. Infanteriedivision verteidigte. Langsam zog sich diese hinter den Alt zurück, während die Rumänen in der Kronstädter Ebene sich ausbreiteten und bis

zum 2. September die Linie Bagon—Marienburg—Bledeny erreichten. Die von General Culcer befehligte rumänische 1. Armee hatte zunächst den Roten-Turm-Paß zu besetzen und dann auf die Höhen von Hermannstadt vorzurücken. Ihr gegenüber stand die 143. Infanteriebrigade, deren Abwehrfeuer zu Beginn eine Panik bei der rumänischen Talkolonne auslöste, die sie über sieben Kilometer zurücksluden ließ. Die Brigade wurde dann auf die Höhen von Schellenberg und westlich von Hermannstadt zurückgenommen und ihr die erst 5½ Bataillone zählende 51. Honvedinfanteriedivision zur Unterstützung zugeschoben. Den Grenzraum bei Petroseny mit den wichtigen Kohlenbergwerken hatte die 144. Infanteriebrigade (6 Bataillone) gegen das rumänische 1. Korps zu verteidigen. Sie wurde bis an die Quellflüsse des Schyl zurückgedrängt. Die 145. Infanteriebrigade wieder, die anfänglich nur aus 4 Bataillonen bestand, hatte den Donauweg und die von Orsova nördlich führenden Straßen zu sperren. Auch dort brach in der Nacht des 28. August bei den Rumänen eine Panik aus; doch durchstießen sie am 1. September die schwache Vorstellung des Verteidigers, der bis Ogradina zurückwich und dort 4 Bataillone Verstärkung erhielt. Within standen in den ersten Septembertagen die Vortruppen der drei rumänischen Armeen zwischen der Dreiländerecke und der Donau überall auf ungarischem Boden zur weiteren Offensive bereit.

Vereinbarungen über einen einheitlichen Oberbefehl.

Wenige Tage bevor die Kriegserklärung Rumäniens erfolgte, hatte sich im Lager der Mittelmächte ein Ereignis zugetragen, das leicht zu

ernsten Zerwürfnissen hätte Anlaß geben können. Am 22. August überraschte der deutsche Bevollmächtigte Generalmajor v. Cramon den Erzherzog Friedrich und Conrad mit einer Notiz Falkenhayns, die mit dem Satz begann: „S. M. der Deutsche Kaiser übernimmt vom 25. August 1916, 12 Uhr mittags, an die einheitliche Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten der bulgarisch-deutschen-österreich-ungarischen-türkischen Kriegsführung.“ Als sein ausführendes Organ sollte der Chef des deutschen Generalstabes fungieren. Conrad erstattete darüber Meldung an die Militärkanzlei des Kaisers mit dem Beifügen, daß er sich für diesen Vorschlag nur dann aussprechen würde, wenn „dadurch eine Förderung des Gesamterfolges im Weltkrieg und die Wahrung der militärischen Interessen der Monarchie zu erhoffen wäre.“ Da aber keines von beiden zutrefte, könnte das Armeekommando bei Annahme des Vorschlages unmöglich die Verantwortung für die Führung im Kriege tragen. Tags darauf begab sich Erzherzog Friedrich nach Schönbrunn. Auch der Kaiser bezeichnete den Entwurf Falkenhayns als unannehmbar, wünschte jedoch, daß der Anregung des deutschen Kaisers bezüglich einer einheitlichen obersten Führung womöglich Rechnung getragen werde“. In einem Schreiben vom nächsten Tag teilte Conrad die Gründe seiner ablehnenden Haltung Falkenhayn nochmals mit. Bevor jedoch dieser noch antworten konnte, traf die rumänische Kriegserklärung ein. Der deutsche Kaiser, auf den sie „wie ein Bliz aus heiterem Himmel wirkte“, rief durch den Draht Hindenburg und Ludendorff herbei, was Falkenhayn als Zurücksetzung auffaßte und seine Demission gab. Der deutsche Kaiser nahm sie an und ernannte

Hindenburg zum Chef des Generalstabes und Ludendorff zum ersten Generalquartiermeister. „Conrad sah Falkenhayn ohne tiefes Bedauern scheiden.“ Ein weiterer Schriftwechsel in Sachen des Oberbefehles schien ihm „nicht mehr unbedingt nötig“. Nun war es aber Kaiser Franz Josef, der das Armeekommando wissen ließ, daß er die Erzielung vollen Einvernehmens im Sinne einer entscheidenden obersten Befehlsgebung als nötig erachte“. Gleichzeitig trafen neue Vorschläge Ludendorffs ein. Conrad überreichte sie am 3. September persönlich dem Kaiser und dem Außenminister in Wien und beantragte Zusätze, mit denen der Schutz und die Integrität der Donaumonarchie jenen des Deutschen Reiches gleichgestellt und gewisse Entscheidungen der Zustimmung des Kaisers Franz Josef vorbehalten werden sollten. Mit diesen Zusätzen wurde dann auch die Vereinbarung über den einheitlichen Oberbefehl am 6. September im Schlosse Pleß unterzeichnet.

Kriegserklärung Bulgariens.

Die Ententemächte hatten dem rumänischen Verbündeten für den Fall seines Eintrittes in den Krieg eine Offensive der Orientarmee in Aussicht gestellt. Die Bulgaren aber kamen ihr zuvor, indem sie schon am 18. August Florina eroberten und bis zum Thimosee vorrückten. Das griechische Korps ließ sich am 10. September in Drama kampflos entwaffnen. Allerdings fehlte es auch Bulgarien gegenüber nicht an russisch-rumänischen Lockungen, die nicht ganz ohne Wirkung blieben. Schließlich aber entschied sich Zar Ferdinand doch zur Erfüllung der Bündnispflicht und erklärte am 1. September Rumänien den Krieg.

Nr.:

TAG:

Am 29. August hatte Generalfeldmarschall von Mackensen den Befehl erhalten, unter Sicherung der Donaulinie in die Dobrudscha einzudringen, die feindlichen Kräfte auf sich zu ziehen und sie zu schlagen. Es stand ihm die bulgarische 3. Armee, das deutsche Detachement Oberst von Kaufmann, die k. u. k. Donauflotte und die bulgarische 12. Division zur Verfügung. Er beschloß vorerst die Wegnahme der Festung Turtukai; sie wurde vom 1. bis 4. September umschlossen, am 5. September angegriffen und am 7. September genommen. Es war der erste schwere Schlag, der die Rumänen traf. Noch während des Kampfes zogen sie die als strategische Reserve für Siebenbürgen bestimmten zwei Divisionen in diesen Kampf hinein und drei weitere Divisionen von der 1. und 2. Armee dorthin ab. Nun wandte sich König Ferdinand um Hilfe an den Zaren, der die 115. russische Division in die Dobrudscha abrollen ließ, wo unter dem russischen General Zajontschowski eine selbständige Armee gebildet werden sollte.

Während Turtukai fiel, drang die rumänische 11. Infanteriedivision in das Hatzecker Becken ein und General Prejan, der Führer der rumänischen Nordarmee, zwang zu dieser Zeit die 15. Landsturmgebirgsbrigade im oberen Marostal zum Rückzug, zersprengte den Südflügel der Brigade Oberst Bernatsky und schob sich bis in die Linie Palota—Mezöhevas und im Baroter Gebirge bis über die Wasserscheide vor. Um ein weiteres Vordringen des Feindes zu hindern, wurde das deutsche Alpenkorps und die deutsche 89. Infanteriedivision sowie das k. k. Landsturminfanterieregiment Nr. 9 aus Nordalbanien, die 37. Honvedinfanteriedivision und das Husarenregi-

ment Nr. 2, das aus Szellern bestand, nach Siebenbürgen herangezogen. Inzwischen hatte die rumänische Heeresleitung gleichzeitig mit dem Abzug der drei Divisionen aus Siebenbürgen — wegen der Verschlechterung der Lage in der Dobrudscha — am 9. September befohlen, die Offensivfront in Siebenbürgen einzustellen, die Front der 2. Armee zu verkürzen und in die Verteidigung zu fallen. Nun erhielt Generalleutnant Sunel den Auftrag, die Kohlenwerke von Petroseny wieder in Besitz zu nehmen. Er begann den Angriff am 14. September und warf den Feind am 17. und 18. September bis Baniti zurück, worauf General Culoer die rumänische 11. Infanteriedivision zum Rückzug bis in die beiden Grenzpässe anwies, am 19. September fielen die Kohlengruben, dann der Szurdutpaß und am 22. September auch der Bullanpaß wieder in die Hand der Verbündeten.

In der Dobrudscha trat die bulgarische 3. Armee erst am 12. September zur Verfolgung des Feindes an. Zajontschowski sah sich gezwungen, in der Nacht des 14. September seine Armee in die Linie Rasova—Emigea—Tuzla zurückzunehmen. In weiterer Verfolgung überrannten die deutschen Bataillone sogar die rumänische Artillerie. Als aber dann am 19. September General Loschew den Angriff fortsetzte, um die Mitte des Feindes zu durchbrechen, holte eben Zajontschowski zum Gegenschlag aus. Es entstand ein wildwogender Begegnungskampf, der damit endete, daß Generalleutnant Loschew vorübergehend in die Verteidigung zurückfiel, um das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten. Dr. A. M. M.

Zur Durchbruchschlacht bei Flitsch.

Graz, 26. Oktober.

Die alljährlich wiederkehrende festliche Begehung der Gedenktage der Durchbruchschlacht bei Flitsch durch die Traditionsverbände Schützen 3 und 28 sowie Feldjäger 9 und dem Traditionstruppenkörper Alpenjäger-Regiment Nr. 9 gab auch jüngst wieder den Anlaß, in Ansprachen die damaligen glänzenden Leistungen unserer Truppen zu würdigen. Es ist selbstverständlich, daß bei solcher Gelegenheit in erster Linie und eingehender der Leistungen der eigenen Truppenkörper gedacht wird, doch hätte es uns Kaiserschützen gefreut, wenn unserer engen Kampfgemeinschaft mit den heimischen Schützen wenigstens in der Form Erwähnung getan worden wäre, wie dies hinsichtlich des Räumers Nr. 7 geschah. Denn Schulter an Schulter mit der „eisernen Schützenbrigade“ kämpfte im Verband der 22. Schützendivision die Kaiserschützenbrigade, und das Ineinandergreifen der Kampfhandlungen beider Brigaden im Verlaufe dieser denkwürdigen Schlacht war derartig, daß ohne Erwähnung des Antheiles der Kaiserschützen ein richtiges Bild der Kampferfolge dieser Tage nicht gegeben werden kann. So z. B. dürfte der Hinweis, daß die Ber-Schützen am 25. Oktober den Stoß gegen den 1668 Meter hohen Stol fortsetzten, bei manchen dahin gedeutet werden, daß dieses Regiment auch den Stol genommen hätte, was jedoch den Tatsachen nicht entspricht.

Schon am 24. Oktober war das 3. Bataillon des 2. Kaiserschützenregiments am rechten Flügel der Ber-Schützen vorgedrückt, hatte in erbittertem Kampf um die zweite italienische Stellung die beiden sogenannten Komboiwaldchen genommen (1000 Gefangene, 60 MG.) und hiedurch den schweren Kampf der Ber wirksam unterstützt. Ebenso war am linken Flügel dieses Regiments ein halbes I. Bataillon Kaiserschützen 2 entlang der Flitscher Straße vorgedrückt, das wiederholt unterstützend in den Kampf der Ber eingriff. Gemäß der Angriffsdisposition des Divisionskommandos hatte der Kaiserschützen-Brigadier mit dem Kaiserschützenregiment Nr. 1 (3 Bataillone) zum Angriff auf den Stol vorzubringen, sobald die Ber-Schützen das das Flitscher Becken abschließende Engtal des Monzo (Pod Celom—Soga) genommen haben würden. Nach der um 9 Uhr abends erfolgten Besetzung der vom Feind bereits geräumten Sperre Pod Celom durch eine Abteilung Ber-Schützen zeigte sich, daß der Feind die dahinter gelegene Straßenbrücke zerstört hatte, weshalb die technische Kompanie des Kaiserschützenregiments Nr. 1 zunächst mit mühsam herbeigeschafftem Material einen Notsteg über die angeschwollene Torrente bauen mußte. Auf diesem Steg und über eine zweite, nur noch schief an einem Pfeiler hängende Brücke vor Soga wurde einzeln abgefallen der Vormarsch bewirkt, weshalb der Aufmarsch und die Gruppierung für den Angriff auf den Stol erst am 25. Oktober um 7 Uhr früh beendet waren. Zwei Bataillone rückten nebeneinander gegen die Stollhöhe, eines gegen den Sattel (Kote 1450) östlich des Stol vor. In mehreren stark besetzten Stellungen am Gang leistete

der Feind besonders dem Mittelbataillon nachhaltigen Widerstand, der nur durch das initiativ vorgehende der, vom damaligen Oberleutnant Charvat — gefallen als Major des Bundesheeres in den Julikämpfen dieses Jahres am Pyhrnpaß — geführten Kompanie des rechten Flügelbataillons rascher gebrochen wurde. Von seiner Direktion abweichend, erstürmte dieser heldenmütige Offizier mehrere etagenförmig hintereinander gelegene feindliche Gräben, dem Mittelbataillon dadurch den Weg ebnend. Um 8 Uhr abends hatte das rechte Flügelbataillon wohl den Stolrücken erreicht, war aber durch einen im feindlichen Feuer unpaffierbaren Grad vom Stolgipfel getrennt. Das Mittelbataillon und das linke Flügelbataillon stießen am Stol und im Sattel auf heftigsten feindlichen Widerstand, der Kampf dauerte bis in die Nacht, weshalb der Divisionär dem Kommandanten des dem linken Bataillon nachgerückten und unter dem Sattel rastenden Schützenregiments Nr. 3 gegen Mitternacht den Befehl erteilte, in den Kampf der Kaiserschützen unterstützend einzugreifen. Noch ehe es jedoch dazu kam, hatte das Bataillon die Sattelhöhe gestürmt und nach blutigem Nahkampf genommen, während fast gleichzeitig der Feind auch den Stolgipfel räumte. Mit zwei dort oben zuerst aufgeschlossenen Kompanien des rechten Bataillons nahm der Brigadier um 3 Uhr morgens weglos, quer über die steilen Südhänge des Stol die Vorrückung auf Bergogna auf, indes der Rest der Division auf der Straße über den Sattel folgte. Bei Tagesanbruch war der Ort erreicht, wo außer massenhaften Mannschaften auch ein sich eben zur Flucht anschickender Alpini-Brigadier gefangen genommen wurde.

Erst mit der Bestiznahme des hartnäckig verteidigten Stol war der Durchbruch vollendet, der Weg in die Ebene frei. Diese in schwerem Kampf, ohne jedwede Artillerieunterstützung durchgeführte Bewältigung eines relativen Höhenunterschiedes von 1300 Meter, für die ein schwerbepackter Tourist weglos gewiß 5 Stunden benötigen würde, stellt sowohl kampflieh wie physisch eine Leistung dar, die wir Kaiserschützen für uns in Anspruch nehmen und als wesentlichen Anteil an diesem überwältigenden Sieg unserer Waffen zu unseren schönsten Erinnerungen zählen dürfen.

GM. d. R. Adolf Sloninka,
ehemal. Kaiserschützenbrigadier.

28. Okt. 1934

Unsre Donauflottille.

Von Generalobersten Baron Arthur Arz.

Mit gespannter Aufmerksamkeit und wachsendem Interesse habe ich ein jetzt bei Wilhelm Braumüller in Wien erschienenenes wertvolles Buch des Vizeadmirals Olof Richard Wulff gelesen: „Die österreichisch-ungarische Donauflottille im Weltkrieg 1914—1918“.

Wohl kein anderer Seeoffizier war so berufen wie Wulff, die Geschichte der Donauflottille zu schreiben und über ihre Heldentaten zu berichten, da er während des ganzen Weltkrieges immer der Donauflottille angehört und fast alle größeren und bedeutenden Unternehmungen persönlich mitgemacht oder geleitet hat, wobei er sich schon bei Beginn des Krieges durch Umsicht, Tatkraft und Tapferkeit auszeichnete, so speziell am 28. September 1914 beim Durchbruch der Minensperre in der Save und bei der Mitwirkung an den Kämpfen bei Schabaz (Serbien), wofür ihm die höchste militärische Kriegsauszeichnung, der Militär-Maria Theresien-Orden, zuerkannt wurde. Wulff hatte bereits im Jahre 1917 auf Grund seiner tagebuchartigen Aufzeichnungen ein kleines Werk über die Donauflottille in den Kriegsjahren 1914 bis 1917 erscheinen lassen, sein Tagebuch aber bis Kriegsende fortgesetzt. In dem nun vorliegenden Buch hat er den größeren Operationen auf dem Lande, die die Grundlage zu den Flußkämpfen bildeten, größere Wichtigkeit beigemessen und auch des hervorragenden Anteiles gedacht, den die Handelschiffahrt auf der Donau für den Nachschub der verbündeten Heere hatte, wodurch die verdienstvolle Arbeit zu einem wertvollen, aufschlußreichen Kompendium der Geschichte der Donauflottille ausgestaltet wurde.

Zu Beginn des Krieges bestand die Donauflottille aus nur wenigen Monitoren, verhältnismäßig stark gepanzerten, wenn auch nicht großen Turmschiffen, mit 12-Zentimeter-Geschützen armiert, und aus Patrouillenbooten mit hoher Geschwindigkeit, denen die erforderlichen Spezialfahrzeuge, armierte Dampfer, Minenfahrzeuge, Schlepper, Spitalschiffe und Trindampfer, beigegeben waren. Die Donauflottille hatte den Hauptstrom der Monarchie und dessen schiffbare Nebenflüsse militärisch zu beherrschen; im Weltkriege bildete die Donau von Budapest abwärts bis zur Mündung und die bis Sissak schiffbare Save ihr Tätigkeitsgebiet. „Doch die kleinen, eisernen Teufel,“ schreibt Generalmajor v. Suhaj in seinem Geleitwort, „begnügten sich nicht mit den Lorbeeren auf ihrem Elemente, dem Süßwasser! Wie ein kühner Wikingsfahrer wagte Korvettenkapitän Olof Wulff mit einigen seiner kleinen, flachen Boote das stürmische Schwarze Meer zu durchqueren... und bald darauf tauchten unsre flinken Patrouillenboote tief in Rußland, am Dnjepr, Bug, auch schon auf.“

Als Gegner der I. u. I. Donauflottille kamen, da es serbische Flußstreitkräfte nicht gab, zunächst nur allfällige serbische Verteidigungsanlagen an den Ufern und im Flußbett (Minen, Torpedos) in Betracht; trat Rumänien an der Seite der Entente in den Krieg, war die Donau von Budapest bis zur Mündung als Kampfgebiet zu betrachten, seitens Rußlands konnten Kanonenboote und armierte Dampfer in der Donau erwartet werden. In lebendiger Sprache schildert der Verfasser die Begebenheiten und oft bewundernswerte Tätigkeit der Donauflottille. Packend die schon am 28. September 1914 erfolgte kühne Durchbrechung der Minensperre in der Save, wie die Mitwirkung an den Kämpfen bei Schabaz; ergreifend die Darstellung des Sinkens des auf eine Mine geratenen Monitors „Temes“ wie der Versenkung der beiden Patrouillenboote d und g bei Pancsova; ferner des durch Granat-treffer bei Binea im März 1915 erfolgten Unterganges des Dampfers „Belgrad“.

Es kann hier auf die zahlreichen bemerkenswerten Aktionen der rührigen und tapferen Flottille nicht eingegangen werden, doch sei die erfolgreiche Mitwirkung der Donauflottille an die in den Tagen vom 2. bis 8. Oktober 1916 unternommene Aktion zur Verhinderung des Ueberganges rumänischer Truppen über die untere Donau hervorgehoben, wobei die Flottille ihre ungeheuer schwierige Aufgabe in aufreibender Arbeit glänzend gelöst und durch diese Ruhmestaten die Grundlage für die späteren großen Erfolge in der Dobrudscha geschaffen hatte. Die Tätigkeit der Donauflottille im Jahre 1917 galt vornehmlich der Sicherung des operativ Errungenen und der materiellen Ausnützung der eroberten Gebiete. Im Abschnitt 1918 wird die Minensuchdivision im Schwarzen Meer betrachtet und die kühne Fahrt der Flottillenabteilung Wulff ins Schwarze Meer und auf den ukrainischen Flüssen geschildert.

Das glänzend geschriebene Buch, dem eine sehr willkommene Abhandlung über die Donauhandelsflotte im Kriege von Fregattenleutnant Döbrentei beigegeben ist, gibt ein ausgezeichnetes Bild über die unter höchster Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte verbrachten Ruhmestaten der Donauflottille, die derselben einen Ehrenplatz in der Geschichte des Weltkrieges sicherten. Das gediegene Werk Olof Wulffs verdient vollste Anerkennung; es enthält soviel Interessantes und Wissenswertes, daß dessen Lektüre jedermann empfohlen werden kann.

2. Nov. 1934

Österreichs letzter Kanonenschuß im Weltkriege.

Von Obstlt. d. R. Leo Manwart.

Vielleicht hat sich schon jemand die Frage gestellt, wo ist der erste Kanonenschuß im Weltkrieg gefallen, und wo der letzte? Hier will ich vom letzten Kanonenschuß an der Südwestfront sprechen und behaupten, den hat die 10-Zentimeter-Feldhaubitzbatterie 4/46 am 4. November 1918, 14,10 Uhr, vor Cervignano abgegeben.

Unsere Division stand seit der Juni-Offensive 1918 an der Piave im Abschnitt San Donà, ein vollkommen ebenes Gelände, durchzogen von kreuz- und querlaufenden, teilweise gemauerten oder betonierten Entwässerungsgräben. Als einzige Bodenverfestigung war der Piave-Damm und der Eisenbahndamm der Strecke St. Vito-Benedig anzusprechen. Unsere vordersten Infanterielinien waren in Fuchslöchern im Piave-Damm gut eingegraben, ebenso unsere Artilleriebeobachtungsstände. Hatten die Ablösen, Menage- und Munitionszuträger die vorderste Linie einmal erreicht, dann hatten sie das Gefühl des Geborgenseins. Aber der Weg bis dorthin über ein deckungsloses, durch die zerflossenen Wassergräben zum größten Teil in Sumpf verwandeltes Gelände war von Tod und Schrecken erfüllt. Besonders unter feindlichem Beschuß liegende Zufahrtswege waren mit auf Tafeln gemalten Totenköpfen markiert. Der Italiener liebte es, das Hintergelände mit schweren Minen abzustreuen. Die Wirkung dieser Geschosshart war furchtbar. Auf Hunderte von Metern war nach einem Einschlag buchstäblich alles weggeblasen. Von einem Infanterieschuß, von einer Schrapnellkugel oder einem Granatsplitter mußte man getroffen werden, um tot oder verwundet zu sein; von der Luftwirkung einer schweren Mine wurde man einfach weggeblasen, ohne gerade dort gewesen zu sein, wo sie einschlug.

Unsere Batterien standen zirka 2 Kilometer deckungslos hinter dem Piave-Damm. Von einem Eingraben konnte nicht die Rede sein, das war unmöglich. Zwei Spatenstiche, und es bildete sich ein Teich. Auf allen Kriegsschauplätzen hatten wir die Geschütze eingegraben können und sie so wenigstens gegen leichten Beschuß und gegen Decken können. Für den Schutz der Mannschaft gab es sogenannte bombensichere Deckungen oder Kavernen. Hier gab es nichts. Vertrauen auf das Soldatenglück und auf den Zufall. Wir mußten unserer bevorstehenden Vernichtung aufrechtstehend mit offenen Augen entgegensehen. Doch wir hatten Glück. Zwar war unsere Stellung feindlicherseits eingemessen; sicher hatte der Italiener die besten Fliegeraufnahmen. Er schoß aus einer Unmenge Batterien auf uns, nach der Uhr und sehr präzise. Aber immer zu kurz! Nur um 20 Meter, aber er schoß doch zu kurz. Durch die Geschosseinschläge hatte sich vor unserer Stellung ein herrlicher, ruhiger Teich gebildet, darin spiegelte sich die Herbstsonne.

Nun kamen die letzten Tage des Krieges, das Manifest des Kaisers, die Gerüchte aus dem Hinterland. Man sprach von einer bevorstehenden Offensive, man hörte von einem Einbruch des Gegners nördlich von uns, von Divisionen, die zum Gegenstoß angefaßt werden sollten und den Gehorsam verweigert hätten. All diese Nachrichten waren geeignet, das feste Frontgefüge bis in die Grundmauern zu erschüttern. Was ist Wahres an alledem, was sind Gerüchte? Die alles dementierenden Befehle der obersten und höchsten Stellen waren nicht mehr imstande, der Verwirrung Einhalt zu tun.

Am 27. Oktober setzte ein mörderisches Trommelfeuer der Italiener ein. Die vordersten Linien, die Artillerielinie und noch viele Kilometer nach rückwärts sollte offenbar alles zerstampft werden. Wir wußten, auch die italienischen Truppen bedurften einer Ermutigung, auch sie waren dem Verfall nahe. Eine italienische Offensive war eben auch ein letzter Verzweiflungsakt.

Das dreitägige Trommelfeuer wurde gut überstanden. Am wenigsten hatte die gut eingegrabene Infanterie am Piave-Damm gelitten. Neuer Mut kam in die braven Truppen. Die Gegner sollten nur kommen! Aber es kam anders. Es kam ein Rückzugsbefehl. Mit diesem Befehl war unser Schicksal besiegelt. Und wir räumten um 24 Uhr des 30. Oktober 1918 die Stellungen.

Was jetzt kam, war das Ärgste. Gelände und Straßen in ein Sumpfmorast verwandelt. Kraftlose Pferde, kraftlose Menschen, aber noch war ein Geist in diesen abgehungerten Körpern. Wieder wurde Uebermenschliches geleistet. Endlich kamen die Geschütze aus dem Morast heraus, und nur begann ein lautloser Trauermarsch nach rückwärts.

Es wurde Tag; die Straßenverhältnisse besserten sich, zeitweilig schien sogar die Sonne. Wir passierten geräumte Feldspitäler, verlassene Standorte höherer Kommandos, gesprengte Munitionslager, Felddepots. Immer stiller wurde es im durchzogenen Gebiet.

Vom 2. auf den 3. November hatten wir bei Mucano ein Nachtgefecht zu bestehen, das uns zumindestens eine Nacht Zeitverlust für unseren Weitermarsch kostete.

In den Vormittagsstunden des 3. November — ich erinnere mich genau — marschierten wir gerade über die prächtige hölzerne, von unseren Pionieren erbaute Tagliamento-Brücke, die schon für die Sprengung vorbereitet war. Mit Leitungsdracht verbundene Dynamitpatronen lagen auf der Brückendecke, ebenso mit Petroleum getränkte Strohbindel. Ich kam an einem Pionieroffizier vorüber, der spornete die Truppen zur Eile an mit den Worten, die Brücke werde gleich gesprengt. Da kamen der Truppe berittene Boten entgegen, die den mit den Italienern geschlossenen Waffenstillstand verkündeten, es dürfe nicht mehr geschossen werden.

Die Brücke wurde nicht mehr gesprengt. Zu unserer Schanden, da der Waffenstillstand von den Italienern erst 24 Stunden später anerkannt wurde und wir nun kein Hindernis mehr im Rücken hatten.

Die Verfolgung der Italiener setzte nun schärfer ein. Wir hatten viele Verluste. Unsere Truppen glaubten ja, es dürfe nicht mehr geschossen werden. Und es wurde doch geschossen, aber nur auf uns. Eine Gegenwehr war nicht mehr organisiert.

Am 4. November ab 2 Uhr sollte ja der Waffenstillstand gültig sein. Immer größeres Streben den eigenen Grenzen zu lag in den Truppen. Truppenteile überholten sich schon; je näher die zweite Nachmittagsstunde heranrückte, desto größer wurde die Hast, die Unruhe. Fahrbare Truppenteile fielen schon in Trab, das Marschtempo der Infanterie wurde ein Eiltempo. Meldungen kamen, daß italienische Panzerautos uns verfolgen. Doch auch die Zeit schritt vor. Schon war es 1.30 Uhr, um 2 Uhr war ja Frieden, kein Schuß sollte mehr fallen; auch die alte österreichische Grenze mußte in wenigen Minuten erreicht sein. Dann war man auf Heimatboden, also vollkommen befreit von dem Alp des Krieges. Es fehlten nur mehr 10 Minuten auf 2 Uhr. Neue Hoffnung sah man auf den gequälten Gesichtern. Auch waren wir ja schon in Cervignano, in eigenen Lande.

Auch ich befand mich in der geschilderten Gemütsverfassung, auch ich drängte vorwärts. Gott sei Dank, nur noch 6 Minuten fehlen auf 2 Uhr, dann Ruhe und Frieden.

Wieder kam es anders. Ich war Kommandant der zweiten Abteilung im Feldhaubigenregiment Nr. 46 und ritt, mit dem Pferdewärter eingeleit, zwischen Infanterie, Artillerie, Trainfuhrwerken vorwärts der Batterie, die der damalige Hauptmann Biester kommandierte.

Erstmalig aus weiter Ferne, doch immer näher kommend, hörte ich wiederholt meinen Namen rufen: „Hauptmann Manwart, Hauptmann Manwart!“ Bald konnte ich auch erkennen, wer meinen Namen rief, woher der Ruf kam. Aus einem den Truppen entgegenfahrenden Auto, darin befanden sich FMlt. Fischer, Divisionär, und Obst. von Rühling, Artilleriebrigadier. Ich erfaßte einen rasch hingeworfenen Befehl: „Hauptmann Manwart, Kommandant der Nachhut, Haubigenbatterie, Gebirgshaubigenbatterie, Maschinengewehrabteilung, verfolgende feindliche Panzerautos aufhalten!“

Wir passierten soeben das Flüsschen Stella. Schon waren die genannten Kampfeinheiten im Weitermarsch aufgehalten. Ich sah auf die Uhr, vier Minuten nach zwei Uhr nachmittags. Mit schrillum Gepfeife waren die Panzerautos da. Ein Hagel von Maschinengewehrgeschossen prasselte auf uns, auf die Schuttschilder. Vier Schußdetonationen der Feldhaubigenbatterie und ich sah durch Blitz und Rauchsäulen der auf der Straße einfallenden Geschosse das erste, in schmutziggelbem Anstrich gehaltene Auto mit den grün-rot-weißen, um die Drehlkuppel laufenden Streifen sich schräg stellen und den Italiener, der neben dem Lenker saß, langsam herausfallen. Getroffen, ging's durch die Batterie. Die Richtvormeister bedurften keines Kommandos, sie hatten gute Augen. Noch vier Detonationen: zwei nachfahrende Autos waren getroffen, doch keine Zeit war mehr zu verlieren! Es waren dies die letzten Schüsse; wir hatten keinen Munitionswagen bei uns, die waren zwei Tage vorher zum Abtransport der Verwundeten beige stellt worden.

Schon lagen wir in neuem Maschinengewehrfeuer, denn es kamen noch Panzerautos. Ausproßen! Ein kurzes Gewirbel mit den Proßen, Auffig'n und gedeckt durch den hohen Straßendamm konnten wir einen Seitenweg einschlagen, der uns nach Strassoldo führ.e. So entging diese eine Batterie der allgemeinen Gefangennahme der 46. Schützendivision, die am 4. November 1918 nach 2 Uhr nachmittags in Cervignano erfolgte.

Der Feldzug in Siebenbürgen.

Ende August bis Mitte Oktober 1916.

Osterreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918. Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv. Wien, 1934. Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen. 5. Band. 2. Doppellieferung.

II.

Rumänischer Kriegsrat. — Die Schlachten bei Hermannstadt und Kronstadt.

Das rumänische Hauptquartier in Buztea konnte über den Erfolg des Feldzuges bis Mitte September keineswegs befriedigt sein. Ganz katastrophal hatte sich die Lage in der Dobrußtscha gestaltet; fiel noch die Bahn Cernivoda—Constanza in die Hände des Feindes, so war Rumänien seiner einzigen Landverbindung zum Schwarzen Meer beraubt, die Hauptstadt konnte auch von Osten her bedroht werden. In dieser Notlage berief König Ferdinand für den 15. September einen Kriegsrat in sein Hauptquartier ein, der zu neuen Beschlüssen führte. Gegen die bulgarische 3. Armee sollte ein Zangenangriff geführt werden, während die durch zwei weitere Divisionen der 2. Armee verstärkte 3. Armee südlich von Bukarest über die Donau vorzugehen hatte. In Siebenbürgen sollte der Kampf inzwischen stehen. Mit dem Kommando der Heeresgruppe Süd wurde General Averescu betraut, mit jenem der 3. Armee General Balcanu.

Zu dieser Zeit führten auch die Mittelmächte eine Neuregelung der Befehlsverhältnisse in Siebenbürgen durch. Es wurde dort unter dem Befehl des früheren Chefs des Generalstabes G. d. J. von Falkenhayn ein neues, das 9. Armeekommando gebildet, das die im Südbteil von Siebenbürgen kämpfenden Truppen in sich schloß, während das 1. Armeekommando unter G. d. J. von Arz für den Nordteil bestehen blieb. Aufgabe

der 9. Armee war es, im Verein mit der 1. Armee, die noch immer vor der Maros-Kofel-Stellung hielt, den Feind aus Siebenbürgen zu verdrängen. Am 22. September begann der Aufmarsch zur Schlacht bei Hermannstadt. Es wurden bereitgestellt: Die 187. Infanteriedivision westlich, die 51. Honvedinfanteriedivision nordwestlich und die 76. Reserivedivision nordöstlich der Stadt. Das Alpenkorps sollte sich an den Roten-Turm-Paß heranarbeiten, das Reservelkorps Schmettow auf dem nördlichen Ufer zähe halten. Da der Sieg am 27. September des Abends noch keineswegs erfochten war, zumal das Alpenkorps sich Anstürmen von drei Seiten erwehren mußte, wurde dem Korps Staats für den nächsten Tag die Armeereserve zugewiesen, mit dem Befehl, dem Feind noch schärfer an den Leib zu rücken. Auch stellte die Heeresleitung der 9. Armee noch die Masse der 89. Infanteriedivision zur Verfügung.

Die rumänische 2. Armee war angewiesen worden, dem bei Hermannstadt schwer ringenden 1. Korps des Generals Popovici zu Hilfe zu eilen. So kam es zu wechselvollen Gefechten auf dem Windmühlenberg. Der Korpskommandant beunruhigt, weil seine 23. Division schon in die Linie Michelsberg—Westen zurückgegangen war und die Unterstützung der 2. Armee ausblieb, nahm nun auch die 13. Infanteriedivision in den Raum Westen—Racovitia zurück. Der deutsche Angriff am 28. September traf auf einen schon zermürbten Feind. In den Abendstunden wurde das Korps des Generals Popovici dicht um den Nordausgang des Roten-Turm-Passes zusammengedrängt. Immer enger schloß sich der Feuerkreis der gegnerischen Batterien, die in den wirren Häusern hineinschossen. Da nun keine Hilfe von der 2. Armee mehr zu erwarten war, entschloß sich Popovici zum Rückzug über das Gebirge. Es begann eine regellose Flucht aller Fahrzeuge durch den Paß. Die Rumänen mußten 3000 Gefangene, 13 Geschütze und viel Kriegsgerät in den Händen de-

Sieger zurücklassen. Das Hermannstädter Becken war vom Feinde frei. Um nun den zweiten Teil ihrer Aufgabe zu lösen, den vorwärts Fogaras befindlichen Südflügel der rumänischen Hauptkraft umfassend anzugreifen und zu schlagen, mußte die 9. Armee nach Osten ausschwenken und die 1. Armee diese Bewegung decken. Die Armee Arz wurde aber am 29. September neuerlich von den Divisionen Presian angegriffen, wobei die inneren Flügel des 6. Korps und des 1. Reservekorps nahe bis an die Maros-Robel-Stellung zurückfielen. Zwei weitere Gebirgsbrigaden wurden ihr zugewiesen und zum Zweck einheitlichen Handelns Verfügungen getroffen, nach denen die 1. Armee vom Beginn des Oktober an den Weisungen Falkenhayns nachzukommen hatte.

An diesem Tage eröffnete das rumänische Oberkommando dem Führer der Nordarmee, daß die zur Entlastung des 1. Korps angeordnete Offensive gegenstandslos geworden sei und daher die 2. Armee in die Linie Hévic—Sarlans—Pérsani zurückgenommen wurde. Demgemäß sei es zweckentsprechend, auch die Nordarmee in die früheren Stellungen zurückfallen zu lassen. Die Divisionen des Generals Presian und jene der 2. Armee bezogen sofort die ihnen zugewiesenen Positionen. Bei dem am 2. Oktober begonnenen Vormarsch der Alliierten kam es beim 39. Reservekorps zu keinen Zusammenstößen mit dem Feind; bei der Angriffsgruppe des Generalleutnants Morgen stieß die 89. Infanteriedivision am Vormittag allein gegen die Höhen von Bekotien vor, wobei die deutschen Regimenter, von zwei rumänischen Divisionen angegriffen, zurückgeworfen wurden und erhebliche Verluste erlitten. Als jedoch dann die rumänische 2. Armee den Befehl zum Rückmarsch hinter den Alt erhielt, um dort die Paßstraßen zu sperren, gelangten auf der Gegenseite die 51. Honvedinfanteriedivision und die 76. Reserve-division kampfslos nach Fogaras und die 89. und die 71. konnten die am Vortag verlorenen Höhen

wieder besetzen. G. d. S. von Arz wollte am 3. Oktober gleichfalls die Verfolgung antreten; da aber traf ein Angriff der rumänischen 8. Infanteriedivision die Mitte seiner Armee, die ihn daran behinderte. Auch am 4. Oktober wiederholte diese Division ihre allerdings vergeblichen Angriffe; als dann aber die rückgängigen Bewegungen der Rumänen sich bemerkbar machten, wies Arz seine Divisionen an, dem Feind scharf an der Klinge zu bleiben. Falkenhayn, der die rumänische 2. Armee im Rückzug gegen Südosten sah, trachtete vor allem das Kronstädter Becken zu erreichen. Hierbei kam es am 5. Oktober zu einer Schlacht am Geisterwald. Generalleutnant Staabs ließ die 76. Reserve-division und die 51. Honvedinfanteriedivision zum Angriff vorgehen, der rasch Raum gewann; auch glückte es der 187. Reserve-division in die Nordflanke des Feindes einzubrechen. Die rumänische Infanterie räumte um 2 Uhr nachmittags die Stellung; die Angreifer drangen weiter vor und nahmen 43 Geschütze. Nun hastete das ganze rumänische 2. Korps gegen Osten zurück, von den Divisionen des Generalleutnants Staabs verfolgt.

Der Donauübergang bei Flamanda.

In den Tagen, an denen die Armee Falkenhayn von Hermannstadt siegreich gegen Kronstadt vordrang, erfüllte sich das Schicksal des im Kronrat vom 15. September beschlossenen Donauunternehmens. Just an dem Tag, an dem die Meldung von der Niederlage des 1. Korps eintraf, konnte Averescu berichten, daß alles für den Donauübergang bereit sei; und da General Joffre, entgegen seiner früheren Meinung, jetzt einen entscheidenden Schlag gegen die Armee Toschew forderte, befahl der König — ohne Rücksicht auf die Lage in Siebenbürgen — der Heeresgruppe Süd, die Offensive zu beginnen. Die 3. Armee sollte am 1. Oktober bei Flamanda die Donau überschreiten, um die Rückzugslinie des Gegners zu bedrohen,

die Dobrudscha-Armee zunächst den Feind fesseln und nach gelungenem Flußübergang der 3. Armee Zajontschowski die bulgarischen Bataillone in die Donau werfen. Als die rumänischen Truppenbewegungen gemeldet wurden, warf General Toschew eiligst 13 Bataillone und 4 Batterien gegen Turtukai, während Madensens, trotz Bedrohung des Rückens der bulgarischen 3. Armee, ehesten Angriff auf die Bahnlinie Cernavoda—Constanza einleitete. Diesem aber kamen die Rumänen mit einem Doppelangriff zuvor; 195 Bataillone und 169 Batterien gingen gegen die 110 Bataillone und 72 Batterien Madensens los. Ihre wichtigen Stöße hatten wohl ursprünglich Erfolg und wechselten mit starken Gegenangriffen der Bulgaren ab. Aber schon am 4. Oktober mußte Zajontschowski seine letzten Reserven einsetzen. Nun erwartete die Dobrudscha-Armee Hilfe von der rumänischen 3. Armee. Diese hatte am 1. Oktober bei Flamanda die Überschiffung der 10. Infanteriedivision und den Bau einer Kriegsbrücke begonnen, die aber durch deutsche Flieger empfindlich gestört wurden. Nachdem noch zwei Regimenter der 21. Infanteriedivision das jenseitige Ufer erreicht hatten, besetzten die Rumänen eine brückenkopfartige Stellung und setzten am 2. Oktober zum Angriff an. Da aber tauchten Boote der k. u. k. Donauflottille im Rücken der auf bulgarischem Boden kämpfenden Rumänen auf und verfeuerten ihre Munition gegen die Brücke und die dort befindlichen Brücken. Averescu begann an einer glücklichen Fortsetzung des Unternehmens zu zweifeln und beantragte im Hauptquartier einen zweitägigen Aufschub der Aktion zur Herbeischaffung von schwerer Artillerie. Unterdessen aber schloß sich immer enger der Ring der nun angreifenden Bulgaren, drei breite, durch Treibminen geschaffene Lücken in der Brücke hinderten durch Stunden jeden Verkehr. Da empfing Averescu am 3. Oktober nachmittag, wegen der in Siebenbürgen täglich sich verschlechternden

Lage, die Weisung, das Donauunternehmen ganz aufzugeben und zwei Divisionen dorthin zu entsenden. Dies war das Ende der mit so großen Hoffnungen unternommenen rumänischen Donauoffensive. Am 7. Oktober erhielt auch Zajontschowski den Auftrag, in die Abwehr zu fallen und zwei Divisionen an die 2. Armee abzugeben, wofür als Ersatz zwei russische Divisionen eintrafen. So waren zuerst sieben Divisionen von Bularest und Siebenbürgen nach dem Süden gefahren und wurden Mitte Oktober wieder sechs Divisionen an die Nordfront zurückbefördert.

Die Befreiung Siebenbürgens.

Nun faßte das rumänische Oberkommando den Entschluß, zum ursprünglichen Kriegsplan wieder zurückzukehren. Die Wiederaufnahme der rumänischen Offensive in Siebenbürgen wurde aber durch das rasche Vorgehen der Verbündeten durchkreuzt. Falkenhayn erkannte klar die eingetretene Trennung der beiden in Ostsiebenbürgen kämpfenden rumänischen Armeen; während die 2. Armee den Kronstädter Pässen zustrebte, stand die Nordarmee noch ziemlich weit im Land. Er befohl der 9. Armee am 6. Oktober die Fortsetzung der Verfolgung; die Masse des Korps Staabs stieß auf die rumänische 4. Infanteriedivision und erzwang sich den Ausgang in die Ebene des Burzenlandes, worauf sich diese in einem Zug bis zum Nordausgang des Predealpässes zurückzog. Vom 1. Reservekorps gelangte die 89. Infanteriedivision bis zum Bogatfattel, die 71. bis Repeş, Schmettow bis Ragendorf und Königsdorf. Nun begann auch die rumänische Nordarmee ihre rückgängige Bewegung.

Während General Crainicianu beauftragt war, die Linie Szent György—Kronstadt—Törzburg unbedingt zu halten, hatte Falkenhayn das Korps Staabs angewiesen, Kronstadt zu erobern. So kam es dort zur Schlacht. Als Generalleutnant Sunkel am 7. Oktober morgens geradewegs auf die Stadt losging, traten ihm starke feindliche Kräfte en-

gegen, so daß es ihm in dem bis zur Nacht dauernden Kampf nur gelang, mit dem Infanterieregiment 189 in den Nordteil von Kronstadt einzudringen. Am 8. Oktober erneute die 187. Infanteriedivision den Angriff und nahm mit Hilfe der 51. Honvedinfanteriedivision die Höhen westlich der Stadt, während das deutsche 189. Infanterieregiment die Rumänen von Haus zu Haus gegen Süden abdrängte. Da aber traf die Angreifer ein Flankenstoß von Szenpéter her. Er wurde durch das 189. Infanterieregiment abgewehrt, worauf dieses nach Kronstadt zurückkehrte, um gegen den Tömöserpaß vorzustoßen. Die Beute war reich; 200 mit Verpflegung beladene Eisenbahnwagen fielen in Kronstadt in die Hände der Sieger, die auch 25 Geschütze erbeuteten. Am gleichen Tag gelang es der 76. Reserivedivision mit Unterstützung des Honvedinfanterieregiments Nr. 302 den Feind auf die Höhe des Törzburgerpässes gegen die Reichsgrenze zurückzudrängen. Nun wurde General Crainicianu abberufen und dem General Averescu das Kommando über die 2. Armee übertragen. Er griff am 9. Oktober entscheidend ein. Während der Schlacht bei Kronstadt kam auch die Vorrückung der Armee Arz in Schwung. Am 8. Oktober standen die Rumänen wieder in den Stellungen, aus denen sie vor einem

Monat den Vormarsch angetreten hatten. Ihre Verfolgung ging flott von statten. Am 9. Oktober stießen die Kolonnen Arz auf die neue Verteidigungslinie der Armee Presan. Sie wurde am Tolvajafattel durchbrochen, worauf die rumänische 7. Infanteriedivision die Stellung räumte.

Mittlerweile war es bei der 9. Armee der Gruppe Generalmajor Busse gelungen, den Feind bei Petrosény über die Grenze zu werfen. Nun plante Falkenhayn, zugleich mit den Rumänen in der Richtung auf Bukarest das Gebirge zu überschreiten, während die 1. Armee den Rücken der 9. Armee decken sollte. Diese strebte nun vom 10. Oktober an der Grenze zu. Das 1. Reserve-

korps erzwang mit Hilfe der 8. Gebirgsbrigade, die in Flanke und Rücken der rumänischen 22. Infanteriedivision kam, die Preisgabe des Törzburgerpässes. Vom Korps Morgen drang die Brigade Rath am 13. Oktober bis zum Ort Rucaru vor. Die 51. Honvedinfanteriedivision des 39. Reservekorps stieg den Predealpaß hinan, die Masse der 187. Infanteriedivision bezwang den Schanzpaß und die 89. Infanteriedivision erreichte den Tatarhavaspäß. Die Division Goldbach erstürmte die Höhe des Dtozpasses und überschritt am 14. Oktober die Reichsgrenze. Auch die Armee Arz setzte schon am 10. Oktober die Vorrückung fort, während General Presan sich an die Grenze zurückzog. Die Vorhut Fabinis erreichte am 11. Oktober Szepvic; vor ihr wich die rumänische 7. Infanteriedivision samt der Kavallerie auf die Höhe des Gyimespässes. So vermochten beide Divisionen Fabinis am 14. Oktober nahezu kampflös die Grenze zu erreichen. Nur die Gruppe Generalmajor Haber hatte zum Teil starken Widerstand zu überwinden; aber am 11. Oktober vermochte die Honved doch bei Marosheviz aus dem Engpaß herauszutreten. Nun gewann auch der Südflügel des 11. Korps im Kelemengebirge gegen Osten Raum; doch gebot am 14. Oktober starke rumänische Gegenwehr dem Nordflügel der Armee Arz Einhalt.

Nach knapp siebenwöchiger Dauer des Feldzuges in Siebenbürgen stand die Hauptkraft des rumänischen Heeres wieder an den Grenzen, von wo sie am 27. August in der Hoffnung nach raschem, leichtem Vormarsch ihre Fahnen auf der Königsburg zu Budapest aufzupflanzen, in Ungarn eingefallen war. Enttäuscht, geschlagen und von ihren Verbündeten mit Vorwürfen bedacht, hielten die Rumänen Mitte Oktober wieder am Ausgangspunkt ihres Kriegszuges, den sie unter so günstigen Verhältnissen, wie sie in der Kriegsgeschichte wohl einzig dastehen, unternommen hatten.

Dr. A. M. M.

NEUE FREIE PRESSE (Abendbl.)

Nr.: 25210

TAG: 17.11.1934, 3

**Friedensappell des Staats-
sekretärs Baron Hammerstein.**

Gestern fand hier eine Wiedersehensfeier des ehemaligen k. u. k. Kriegspressequartiers statt. Um 9 Uhr wurde eine Seelenmesse für die Gefallenen des ehemaligen Kriegspressequartiers am Heldendenkmal zelebriert. Nachmittags fand im Festsaal des Kriegsarchivs die Festversammlung statt. Der Direktor des Kriegsarchivs, Staatsrat Dr. h. c. Glaise-Horstenaus gedachte in seiner Begrüßungsansprache der alten Armee, die in ihrer wunderbaren Eigenart ein Baumerk von seltener Größe und Widerstandskraft war.

Der ehemalige Kommandant des Kriegspressequartiers Feldmarschalleutnant Ritter v. Hoen gab sodann einen geschichtlichen Ueberblick über das Wirken des Kriegspressequartiers und weihte den gefallenen und gestorbenen Mitgliedern Worte der Trauer.

Anschließend an die Festversammlung fand im Hotel Imperial ein vom Bundespressediensst veranstalteter Tee statt. Generalkonsul Kleinwächter begrüßte die Gäste. Sodann hielt Staatssekretär Freiherr v. Hammerstein-Equord eine Ansprache, in der er die Anwesenden im Namen der Bundesregierung begrüßte und unter anderm ausführte: Ich werde durch diese Versammlung von Männern, die sich in Kameradschaft wiedergefunden haben, an ein Wort erinnert, das vor wenigen Wochen Mussolini zu mir gesprochen hat, ein Mann, mit dem man bekanntlich vom ersten Augenblick an frei sprechen kann, ein Mann, der alles verträgt, nur keine Phrase. So hatte ich auch die Kühnheit, im Verlaufe des Gespräches an die kriegerische Auseinandersetzung zu erinnern.

Mussolini erwiderte darauf: Der Krieg ist ausgelöscht.

Das ist wahr. Er ist ausgelöscht, indem alle, die ihn mitgemacht haben, ob sie Freunde oder Feinde gewesen sind, in einer aufrichtigen Kameradschaft verbunden wurden. Es tritt heute das zurück, was uns entfremdet hat, es bleibt die Hochachtung des ritterlichen und tapferen Gegners, und auch auf diese günstige Erinnerung an den Krieg könnten sich große Hoffnungen bauen, wenn die Generation, die gegeneinander im Schützengraben stand, das Schicksal der Staaten, in denen ihre Völker leben, in die Hand genommen hätte. Ich bitte Sie,

die jetzt heranwachsende Generation vor dem Krieg nachdrücklichst zu warnen und für den Frieden zu wirken.

Wir wollen aber auch alle für etwas, was die Frontgeneration gewiß nicht betrifft, zusammenwirken, für den Frieden im eigenen Lande. Erzellenz v. Hoen dankte dem Staatssekretär für seine Worte und schloß sich seinem Friedensaufruf an.

1227, 12ten

NEUE FREIE PRESSE (Abendbl.)

Nr.: 25240 TAG: 18. 12. 1934, 2

Der Kriegsbeginn in Oesterreich.

Von Generaloberst Artur Baron Arz.

ehemaliger Chef des österreichisch-ungarischen
Generalstabes.

Wien, 18. Dezember.

Oberst Max Freiherr v. Pitreich, dessen im Jahre 1929 erschienenes Buch „Lemberg“ durch seine geistvollen Betrachtungen über die Grundprobleme des Krieges gerechtes Aufsehen erregte, hat in seinem neuesten Werke „1914, Die militärischen Probleme unseres Kriegsbeginnes“ wieder gezeigt, mit welcher bewundernswürdigen Klarheit er selbst die schwierigsten Fragen in fesselnder Art zu lösen versteht. Ueber die operativen Kriegsvorbereitungen und strategischen Probleme sprechend, erläuterte er mit tiefem Verständnis und vollendetem Takt die Entwicklung der Kriegs- und Operationspläne Oesterreich-Ungarns, deren durch wechselnde politische Bindungen und sich ändernde Machtverhältnisse bedingte Modifikationen und bringt wertvolle Klarheit über Ideengänge, Gründe und Zusammenhänge, deren Kenntnis erst die Gewähr für eine richtige Kritik bildet.

Die hohe Geistigkeit dieser Betrachtungen läßt erkennen, mit welcher Gründlichkeit und Sachkenntnis und mit welcher tiefem Ernst sich Pitreich dem Studium dieser Probleme gewidmet hat. Mit rückhaltloser Offenheit bespricht er die Operationsentwürfe Conradts und die Absichten Potioreks, erläutert er die Abmachungen und Interessengegensätze mit Deutschland; fesselnd schildert er die Rußland bewegenden Probleme und ihre Beeinflussung durch Frankreich. Der glänzend geschriebene erste Abschnitt des vorliegenden Buches gibt ein getreues Bild der tatsächlichen Verhältnisse und der Absichten der in den Krieg tretenden Gegner.

Mit bekannter Meisterschaft behandelt Pitreich im folgenden Abschnitt den Krieg; den Krieg gegen Serbien und dann den gegen Rußland. Die Mindestaufgabe der Balkanstreitkräfte war: Einbrüche des Feindes in die Monarchie abzuwehren. Potiorek aber war der Meinung, „einen großen Krieg defensiv beginnen, hieße die Natur unseres Heeres gründlich verkennen“; er fand, daß da noch eine größere Aufgabe zu erfüllen sei, und so reiste im Meinungsaustausch mit Conradt die Idee zu einer Offensive. Dieser aber blieb der erhoffte Erfolg versagt; wohl zum Teil aus der doppelten Aufgabe, die der zum Abtransport auf den russischen Kriegsschauplatz bestimmten zweiten Armee zugedacht war. Mit großem Geschick weiß Pitreich die hierbei entstandenen Differenzen zwischen den höheren Befehlsstellen bei voller Objektivität und nichts beschönigend anzuführen. Ein Monat war seit der Ueberreichung des Ultimatus vergangen. Nun waren alle damals genährten Hoffnungen auf rasches Niederwerfen Serbiens zerflissen; die allgemeine Enttäuschung war groß.

Die operativen Einleitungen zum Krieg gegen Rußland besprechend, erläutert er die deutschen und österreichisch-ungarischen Wünsche und die operativen Auffassungen Mitte August. Er unterzieht die Ereignisse bei der ersten und vierten Armee sowie jene in Ostgalizien einer beleuchtenden Betrachtung und kommt zu dem Schluß, daß die Hast der Angriffe, die zu geringer Kraft und der Mangel an Zusammenschluß einen dauernden Sieg nicht zeitigen konnten. In Ostgalizien wäre der Kampf von Haus aus zu ungleich

gewesen. Die Schlacht daselbst war für uns verloren, bevor sie begann; auch fehlte der so notwendige organische Zusammenhang mit der Hauptoperation. Den Kern der Sache und den Ernst der Lage voll erfassend, sind Pitreichs Ausführungen über die Gedankengänge Conradts vor der zweiten Lemberger Schlacht und über die viel ventilirte Frage des Rückzuges an den San. Wieder zeigt sich der Verfasser als ein objektiver, einsichts- und maßvoller Kritiker, auch bei der Beurteilung des Einsahes der vierten Armee. In seinem Nachwort betont Pitreich, daß es sich bei unserem

Krieg gegen Rußland anfänglich nicht um ein Offensivproblem, sondern um ein Abwehrproblem gehandelt habe.

Das gediegene Werk Pitreichs, welches, wie seine früheren Arbeiten „Lemberg“ und „Die Schlacht vor Dina“, eine Fülle neuer Gesichtspunkte zur Beurteilung des Herbstfeldzuges der Monarchie enthält, zeigt uns den Verfasser als einen vorurteilsfreien, wohlüberlegten Denker und wort- und federgewandten Schriftsteller, dessen Buch die höchste Beachtung verdient und jedermann, der sich für große Probleme interessiert, besonders empfohlen werden kann.

URBANSKI, Reg.

Nr.: 27

TAG: 27.1.1935, 19f.

„Passhendaele.“

Die schärfste Kritik Lloyd Georges an der militärischen Kriegsführung Englands.

Von F.W. d. R. August v. Urbanski.

Lloyd George war bei Ausbruch des Krieges Schatzkanzler. Das völlige Versagen des Munitionsnachschubes drohte zu einem Zusammenbruch der englischen Front zu führen. Die militärischen Stellen hatten sich unfähig erwiesen, die englische Industrie auf den plötzlich enorm gesteigerten Bedarf an Kampfmitteln umzustellen. In dieser bedrohlichen Lage wurde Lloyd George an die Spitze des neugeschaffenen Munitionsministeriums berufen. Er hat die englische Front widerstandsfähig gemacht, die Katastrophe abgewendet. Als sich die militärische Lage der Verbündeten immer kritischer gestaltete und allgemein der Ruf nach einer starken, nationalen Regierung erscholl, wurde Lloyd George, Ende 1916, mit der Bildung des Kabinetts betraut. Er hat die Geschichte Englands bis zum Friedensschluß mit starker Hand geleitet. Kaum jemand ist mehr berechtigt, Kritik an den Ereignissen zu üben, die das britische Reich durch Jahre in banger Spannung hielten. Lloyd George hat hievon reichlich Gebrauch gemacht. Die scharfe Beurteilung der militärischen Führung, die rücksichtslose Offenheit, mit der er auch Persönlichkeiten nicht verschont, denen das dankbare Vaterland bereits Dent-

maler gesetzt hat, bot wiederholt Anlaß zu nicht minder scharfen Erwidern seitens der Betroffenen. Lloyd George hat den Standpunkt vertreten, daß in erster Linie die Regierung der Nation für die Führung des Krieges verantwortlich sei. Von diesem Verantwortlichkeitsgefühl geleitet, hat er als Ministerpräsident gefordert, über die beabsichtigten militärischen Operationen unterrichtet zu sein. Er ist in dieser Richtung auf einen nicht zu überwindenden Widerstand gestoßen, der Anlaß zu den schwersten Konflikten gab.

Die wesentlichsten Gegensätze ergaben sich aus der Frage, auf welchem Kriegsschauplatz die Entscheidung gesucht werden sollte. Die Erfahrungen der ersten Kriegsjahre hatte Lloyd George belehrt, daß die deutsche Front im Westen nicht zu durchbrechen sei. Er dachte daher an einen anderen Kriegsschauplatz, wo entscheidende Erfolge erreicht werden konnten. Im Gegensatz hiezu waren sowohl die englischen wie die französischen Führer nicht von der Ansicht abzubringen, daß die Entscheidung des Krieges nur im Westen fallen könne. Vergebens verwies Lloyd George auf den primitiven Grundsatze des Kampfes, den Gegner nicht an seiner stärksten, sondern an seiner schwächsten Stelle anzufallen. Er konnte die Militärs nicht überzeugen und mußte mit ansehen, wie an der Westfront die Blüte der englischen Nation in aussichtslosen Kämpfen verblutete. Besonders schwer litt Lloyd George während der durch viele Monate mit Hartnäckigkeit fortgesetzten Angriffe in Flandern, die unter den aller schwersten Verlusten mit einem

völligen Mißerfolg endeten — eine Operation, vor der Lloyd George mit allem Nachdruck gewarnt hatte und die fortgesetzt wurde, nachdem die ungeheuren Verluste längst schon erwiesen hatten, daß ein entscheidender Erfolg in diesem Raum nicht zu erreichen sei. Lloyd George nennt dieses monatelange Anrennen gegen die deutschen Stellungen die Schlacht von „Passhendaele“ — ein Name, der heute noch in England die Erinnerung an Tod und Vernichtung auslöst. „Es waren die größten Hindernisse, die ich auf meinem dornenvollen Weg zum endgültigen Sieg zu durchschreiten hatte“ schreibt Lloyd George, — „Hindernisse, die aus falschem Glauben und hartnäckigem Festhalten an Irrtümern resultierten.“ „Es ist eine bittere Ironie, daß ich, der in Wort und Schrift ununterbrochen angegriffen wurde, weil ich zu viel in die Kompetenz der Soldaten eingegriffen habe, gerade in

diesem Falle den gegen mich erhobenen Vorwürfen nicht gerecht geworden bin. Die entsetzlichen Opfer dieses unverantwortlich in die Länge gezogenen Hinsterbens der britischen Jugend in den Morastern Flanderns, mit seiner Rückwirkung auf die Moral der Truppen und auf die Stimmung im Reich, hätte mich veranlassen sollen, früher und energischer einzugreifen.“

Lloyd George nennt es ein tragisches Verhängnis, daß der Regierungschef nicht in der Lage war, diese „selbstmörderische Strategie“ gänzlich zu verbieten. Die suggestiv beeinflusste Bevölkerung knüpfte an diese Offensive die größten Hoffnungen; sie hatte keine Vorstellung von den wahren Zuständen an der Front und selbst das Kabinett wußte infolge der Geheimnistuerei des Oberkommandos nicht die volle Wahrheit. „Wir wurden wohl eingeladen, Sir Douglas Haigs Plan für die Offensive im Jahre 1917 zu besprechen, wir waren aber nicht über die Grundlagen dieser Operation orientiert.“ Wäre die Regierung über die Bedingungen der geplanten Offensive so weit orientiert worden, als sie die militärischen Stellen zu jener Zeit kannten, dann wäre die Flandern-Offensive nie zugelassen worden.“

Lloyd George weist dokumentarisch nach, wie das Kabinett getäuscht wurde. Die Idee der großen Offensive in Flandern ist Ende 1916 in den Köpfen von Haig (Oberkommandant) und Robertson (Chef des Generalstabes) entstanden. Sie wurde in das Programm pro 1917 eingefügt, eben als Lloyd George die Ministerpräsidentenschaft übernahm, wobei den Franzosen diese Offensive als Wunsch der britischen Regierung hingestellt wurde. Mitte Juni kam der Oberkommandant Haig nach London, um sich die Unterstützung der Regierung für seinen Plan zu sichern. Bei diesem Anlasse wurde der Regierung eröffnet, daß die Offensive von den Franzosen gewünscht werde und daß sie eine kräftige Unterstützung zugesagt hätten. Es wurde verschwiegen, daß in Wirklichkeit sowohl Petain wie

Foch das Projekt als militärisch fehlerhaft verurteilten und es vorgezogen hätten, wenn die Engländer den Franzosen dadurch geholfen hätten, daß sie einen größeren Frontabschnitt übernahmen. Ebenso wurde der mindere Zustand der französischen Armee sowie Haigs persönlicher Zweifel an einer ernstlichen Offensive der Franzosen der Regierung vorenthalten. Als Lloyd George in einem Memorandum Zweifel an dem Gelingen der Offen-

sive aussprach und an Stelle dieser Aktion eine kombinierte Unternehmung an der italienischen Front vorschlug, wurde ihm — der Wahrheit widersprechend — erwidert, daß es hierzu zu spät sei. Der Regierung wurde weiters verschwiegen, daß der französische Oberkommandant eine gemeinsame Aktion gegen Österreich in Italien vorzöge. Haig hatte die Regierung versichert, daß die Verbündeten mit doppelter Überlegenheit an Infanterie angreifen würden, daß die Deutschen über keine hinreichenden Reserven mehr verfügen, daß ihre Moral sehr gelitten habe, daß sie minderwertige Geschütze und unzureichende Munition hätten und bei Fortführung der Kämpfe binnen sechs Monaten erschöpft sein müßten. Sinegen wurde verschwiegen, daß die Umgebung von Ypern nach einem schweren Bombardement in einen weiten Morast verwandelt werden würde, in dem Tanks nicht verwendet werden könnten. Schließlich wurde der Regierung verschwiegen, daß beide Armeekommandanten Bedenken ob der Durchführbarkeit des Angriffes ausgesprochen hatten. Im Verlaufe der immer verlustreicher sich gestaltenden Kämpfe wurden alle Einwände der Unterführer mit dem Befehl erwidert: „Der Angriff ist fortzusetzen!“ „Zum Schluß sah es an der Front jeder — außer der Oberkommandant — ein, daß ein weiterer Kampf nutzlos sei.“

Der Ministerpräsident entschloß sich endlich persönlich an die Front zu gehen, um sich über die Lage zu orientieren. Dort wurde ihm von dem elenden Zustand der deutschen Gefangenen berichtet. Lloyd George wünschte sie zu sehen, worauf ihm Gefangene „in einem Käfig“ gezeigt wurden, nach deren Anblick er tatsächlich zugeben mußte, daß die Deutschen am Ende ihrer Kräfte seien. Einige Jahre nach dem Kriege mußte Lloyd George erfahren, wie er auch da getäuscht wurde. Das große Hauptquartier hatte das 5. Armeekommando telefonisch verständigt, daß der Ministerpräsident an die Front käme, es seien ihm nur schwächliche Gefangene zu zeigen. „Das war die Krönung der Irreführungen!“ schreibt Lloyd George. „Der Gebrauch solcher Methoden, wo es sich um das Leben von Tausenden, eventuell um das Schicksal Englands handelte, bedeutete einen Kriminalfall. Niemand wird in Frage stellen, daß Haig und sein Stab taten, was sie im Interesse des Vaterlandes zu tun für notwendig fanden, es handelt sich heute auch nicht mehr um Vorwürfe, kommende Generationen aber sollen aus begangenen Fehlern

lernen — soll nicht Hegels Ausspruch zur Wahrheit werden: „Wir lernen aus der Geschichte nur, daß wir aus ihr nichts lernen!“

FS

OESTERREICH. WEHRZEITUNG

Nr.:

TAG: 22. 3. 1935

Przemysl.

Heute vor zwanzig Jahren eilte eine Hiobsbotschaft durch alle Gaue des altherwürdigen Habsburgerreiches: Przemysl war gefallen!

Die große mittelgalizische Lagerfestung am San hatte sich zum erstenmal von Mitte September bis zum 10. Oktober 1914 von den Russen eingeschlossen gesehen. Die kaiserlichen Armeen waren damals nach den blutigen Schlachten von Praszniß, Komarow und Lemberg nach Westgalizien gewichen, hatten aber nach kurzer Atempause den Vormarsch wieder angetreten und damit Przemysl, das inzwischen unter seinem ruhmreichen Kommandanten Kusmanek gewaltigen Russenstürmen getrotzt hatte, wieder befreit. Aber schon nach Allerseelen 1914 mußte Oesterreich-Ungarns Heer unter dem Drucke der russischen Dampfwalze neuerlich das Feld räumen, und es begann nun Przemysls zweite, unergleichlich größere Leidenszeit. Die Hoffnung, daß es der k. u. k. Wehrmacht nach der Schlacht bei Lapanow-Dimanowa gelingen werde, die Feste zu entsetzen, erfüllte sich nicht. Vergeblich waren ruhmvolle Ausfälle der Besatzung, die die Verbindung mit der Feldarmee herstellen sollten. Auch in der furchtbaren Karpathenoffensive, die schließlich zu einem einzigen großen Entsatzversuche wurde, glückte es dem Feldheere nicht, näher als auf drei oder vier Tagmärsche an die Festung heranzukommen. Zwischen sie und die österreichisch-ungarische Front zwängte sich aber die Uebermacht der Russen, der gegenüber die opfervollsten Anstürme der k. u. k. 2. Armee ergebnislos blieben. Unterdessen hatte es der Feind längst ausgegeben, die zum Palladium Oesterreichs gewordene Sanfeste mit den Waffen zu bezwingen. Er mußte in den Reihen der Besatzung verlässliche Bundesgenossenschaft: den Hunger. Dieser bössartige Gast, begleitet von Krankheiten aller Art, zwang schließlich — eben heute vor zwanzig Jahren — die tapfere Besatzung in die Knie. Es war eine wahrhaft ruhmreiche Kapitulation, zu der sich FML. Kusmanek entschließen mußte. Viele gewaltige, große Festungen waren im Weltkriege belagert worden. Keine hatte nur einen Bruchteil der Zeit standgehalten, in der sich die Sanfeste behauptet hatte.

Unsere Erinnerung gilt den tapferen Verteidigern und ihrem Führer, denen nach dem Falle des Platzes das Los langjähriger bitterer Gefangenschaft beschieden war. Sie gilt den vielen Toten, die die heldenhafte Schar während der Belagerung selbst und nachher in Rußland und Sibirien zu beklagen hatte. Ehre ihnen und ihrem Andenken!

E. G. S.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 25346.

TAG: 4. 4. 1935
/71

Rot-Weiß-Rot zur See.

An allen Fronten des Weltkrieges standen die Mittelmächte zahlenmäßig überlegenen Streitkräften gegenüber. Nirgends war aber dieses Mißverhältnis so groß wie im Mittelmeer und in der Adria, wenn man vom Kreuzerrieg absteht, dem ja ganz andere Aufgaben gestellt waren als den Heimatflotten. Wenn es der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine dennoch gelungen ist, bis zum letzten Augenblick fechtend, die eigene Küste erfolgreich zu schützen, und den Gedanken an Truppenlandung überhaupt nicht aufkommen zu lassen, so stellt dies eine Leistung dar, auf die ihre ehemaligen Angehörigen ein Recht haben, stolz zu sein. Ihnen ist denn auch vor allem das auf Anregung des Marineverbandes vom Kriegsarchiv (Marinearchiv) herausgegebene Seekriegsmerk „Oesterreich-Ungarns Seekrieg 1914 bis 1918“ (Amalthea-Verlag Zürich, Leipzig, Wien) gewidmet.

Die ungemein lebendig geschriebene Geschichte der Taten der k. u. k. Kriegsmarine im Laufe des großen Völkerkrieges hat Linienschiffsleutnant a. D. Ing. Hans Sokol zum Verfasser. Die umfangreichen archivarisches Arbeiten und die zahlreichen Kartenentwürfe wurden vom Fregattenkapitän a. D. Hofrat i. R. Theodor Braun besorgt. Beide hatten sich bei ihren Arbeiten der weitestgehenden Förderung des Direktors des Kriegsarchivs, Generalarchivar, Oberstleutnant des Generalstabskorps a. D. Staatsrat Dr. phil. h. c. Edmund Glaize v. Horstena u., des Vorstandes des Marinearchivs Fregattenkapitän a. D. Wirklichen Amtsrat Max Raubal, sowie anderer Helfer zu erfreuen. Nur so war es überhaupt möglich, aus dem gewaltigen, dabei aber keineswegs lückenlosen Aktenmaterial und den mitunter etwas subjektiven Aufzeichnungen und Erinnerungen von Mitkämpfern eine geschichtliche Darstellung der Ereignisse zu formen. Dankenswerterweise wurde dieser Schilderung ein Kapitel über Oesterreich-Ungarns Seemachtstellung vorangeschickt, das auch Schifffahrt und Seehandel sowie die Mittelmeerpolitik der Donaumonarchie umfaßt. Es gibt jenen, die sich mit den einschlägigen Fragen früher nicht befaßt haben, erst den nötigen Einblick in geschichtlich gewordene Verhältnisse, die ursächlich mitbestimmend waren auf den Gang der kriegerischen Ereignisse. Aus dem im anschließenden Kapitel geschilderten maritimen Kriegsvorbereitungen heraus erklärt sich auch, weshalb die deutschen Kreuzer „Göben“ und „Breslau“ zu Anfang August Messina aufsuchten. Der Seeraum Neapel-Augusta-Messina war nämlich für den Kriegsfall als Sammelpunkt der im Mittelmeer befindlichen Seestreitkräfte der Dreimächte bestimmt gewesen. Infolge der Neutralitätserklärung Italiens und der Abdetachierung der deutschen Schiffe nach dem Schwarzen Meer, wo sie während des ganzen Krieges die Russen in Schach hielten, war die k. u. k. Kriegsmarine auf sich allein angewiesen. Das legte dem Flottenkommandanten Großadmiral v. Haus eine weitgehende Beschränkung auf.

Die ungeheure Überlegenheit der französischen Flotte, die auch noch durch englische Mittelmeerstreitkräfte jederzeit verstärkt werden konnte, zwang zu einer strengen defensiven Strategie. Den übermächtigen Feind angreifen zu wollen, hätte nur zu zwecklosen Opfern geführt, die, selbst bei Anfangserfolgen, schließlich zur Aufreibung der eigenen Flotte

und zur Aufrollung der Seefront hätten führen müssen. Dann aber wäre das langgestreckte Küstengebiet Landungsversuchen offen gestanden, und sogar seine Verpflegung erschwert worden, die in Wirklichkeit aber, von geringen Störungen abgesehen, während des ganzen Kriegsverlaufes ziemlich klaglos auf dem Seewege vor sich gehen konnte. Eine Tatsache, die nur dem Vorhandensein einer gesammelt im geschützten Hafen liegenden stets kampfbereiten Flotte zu danken war. Die dem Groß durch die Verhältnisse aufgezwungene und von den Besatzungen seiner Schiffe schwer und schmerzhaft empfundene Untätigkeit hinderte nicht die Ausübung eines energischen Kleinkrieges der Torpedojahrzeuge, Unterseeboote und Flugzeuge, der besonders im weiteren Kriegsverlauf durch kühne Kreuzertaten kräftigt unterstützt wurde.

Das Drama des Krieges in der Adria läßt sich in mehrere scharf voneinander geschiedene Akte unterteilen. Der erste, gewissermaßen ein Vorspiel, umfaßt die Aktionen gegen die Bocenbatterien und die montenegrinische Küste, denen das Erscheinen der Franzosen, verknüpft mit dem heldenmütigen Untergang der „Zenta“, ein Ende machte. Die französischen Vorstöße wurden unter dem Eindruck schwerer, durch k. u. k. Unterseeboote verursachter Schiffsverluste und der Einbuße französischer Unterseeboote verhältnismäßig bald eingestellt, ohne irgendwelche mit den aufgewendeten Mitteln auch nur halbwegs im Einklang stehende Erfolge gezeitigt zu haben. Eine völlige Wandlung trat dann mit dem Kriegseintritt Italiens ein. In raschem Vorstoß griff die k. u. k. Flotte die italienische Ostküste an, und vermochte durch Zerstörung von Eisenbahnlinien und Brücken die nordwärts gehenden Truppentransporte empfindlich zu stören. Italienische Angriffe auf die eigene Küste wurden, hauptsächlich dank der Erfolge glänzend geführten Unterseeboote, mit schweren Verlusten abgewiesen. Ein Ruhmesblatt bildet in dieser Periode die Mitwirkung der k. u. k. Flotte an der Bezwingung des Bocen. Die Entfaltung einer regen Unterseeboottätigkeit im Mittelmeer, die den Handel der Verbandsstaaten empfindlich beeinträchtigte, veranlaßte die „Verhorkung“ der Adria durch Anlegung von Sperren in der Drrantostraße. Aufopfernde Kreuzervorstöße, deren einer, geleitet vom damaligen Linienschiffskapitän Nikolaus Horthy de Nagybanya, zum Seegefecht in der Drrantostraße führte, bei dem sich alle Teilnehmer mit Ruhm bedeckten, vermochten den Unterseebooten immer wieder den Weg zu ihrer erfolgreichen Tätigkeit frei zu machen.

Der Tod des Großadmirals Haus hatte keine wesentliche Veränderung der maritimen Strategie mit sich gebracht. Sein Nachfolger, Admiral v. Megovan, folgte den von seinem Vorgänger gezeichneten Bahnen. Die Last des Kampfes ruhte nach wie vor in erster Linie auf den kleineren Einheiten der Flotte und auf der Luftmasse, die im Angriff wie in der Verteidigung unermüdet war und ganz Außerordentliches leistete. Als dann Admiral v. Keil das Marinekommando und Horthy das Flottenkommando übernahmen, neigte sich das

Drama bereits seinem Ende zu. Die Uebermacht der Gegner, denen die Hilfsmittel der ganzen Welt offenstanden, war noch größer geworden. Aus den Erfahrungen des Krieges heraus hatten sie neue Kampfmittel entwickelt, die schwerste Opfer forderten. Innerhalb der Kriegsmarine machten sich unter dem Eindruck der bolschewikischen Revolution in Rußland und der Jata Morgana eines Friedens „ohne Sieger und ohne Besiegte“, die aus den Botschaften Wilsons herausgelesen wurde, Berserkungserscheinungen geltend, von denen nur die Donauslotte verschont blieb. Sie hatte in zahllosen Kämpfen die Herrschaft auf dem Strom behauptet, die rot-weiß-rote Flagge bis ins Schwarze Meer und in die südrussischen Flüsse getragen, schließlich noch am 31. Oktober

1918 aufopferungsvoll den Rückzug der verbündeten Truppen bei Belgrad gedeckt.

Die letzten Oktobertage hatten schicksalschwere Entscheidungen gebracht. Am 31. wurde die k. u. k. Flotte den Delegierten des Nationalrates der Slowenen, Kroaten und Serben übergeben. Welche Gefühle den letzten Flottenkommandanten Konteradmiral Horthy, der seinen Kameraden stets das Vorbild des pflichttreuen, chevaleresken Seeoffiziers gewesen war, das Herz zerrissen haben mögen, als er, die Ehrenflagge unterm Arm, sein Flaggschiff, die „Viribus Unitis“ verließ, weiß nur er. Die glorreiche k. u. k. Kriegsmarine hatte aufgehört zu sein. Die „Viribus Unitis“ aber, deren Name nunmehr sinnlos geworden war, fiel am nächsten Morgen einem, in Unkenntnis der bereits erfolgten Uebergabe ausgeführten, überaus schneidigen Angriff zweier italienischer Stabspersonen, die Minen am Schiffskörper zur Explosion brachten, zum Opfer.

Emo Desceovich.

Gorlice — Tarnob

Ein Gedenkblatt zum 2. Mai

Von besonderer Seite.

Höchstens der Soldat, den sein Beruf nach Westgalizien geworfen hat, hat vor dem Kriege dieses Städtchen Gorlice gekannt, das irgendwo an der Karl-Ludwigsbahn in eine überaus liebliche Berg- und Waldlandschaft gebettet war. Nun werden es in den nächsten Tagen zwanzig Jahre sein, daß dieser fremdklingende Name für immer in die Weltgeschichte eingegangen ist, erinnernd nicht bloß an den Schauplatz eines der größten Siege des Weltkrieges, sondern auch an einen Markstein abendländischen Schicksals.

Als nach dem Friedensschluß von Brest-Litowsk Kaiser Karl die Beendigung des russischen Krieges in einem Armeebefehl bekanntgab, da erinnerte er mit Recht daran, daß ohne die Kämpfe bei Komarow und Lemberg, bei Przemysl und Lapanow-Limanowa und vor allem, daß ohne den Karpathenwinter mit all seinen Entbehrungen, Mühsalen und Schrecknissen der Frühling von Gorlice undenkbar gewesen wäre. Diese Erinnerung ist auch heute am Platze, da wir vor kurzem das Zwanzigjährgedenken der Osterschlacht mit ihrer atembeklemmenden Hochspannung und der nachfolgenden Befreiung begingen. Hätten die wackeren Karpathenverteidiger nicht den Russen die Pforten nach Ungarn verriegelt, wäre es den braunen Massen des Zaren geglückt, in die Ebenen an der Theiß und an der Donau hinabzusteigen — und hätten nicht vor allem die Karpathenkämpfe auch den Russen ihre letzte Kraft gekostet, hätten sie nicht gerade ihnen jenen ersten schweren moralischen Stoß versetzt, von dem die spätere Revolution ausging — Gorlice wäre kaum möglich gewesen! Daher den ersten Dank den Karpathenstreitern, die in vier langen Monaten so Unerhörtes geleistet, so überaus Schweres über sich ergehen lassen mußten!

Daß in den Stunden größter Not, während der Osterschlacht, der Gedanke, den tief in die Karpathen hineinhängenden russischen „Sack“ von Westen her abzuschneiden, beide Hauptquartiere, das österreichisch-ungarische wie das deutsche, befaßte, kann nach den vorliegenden Aufzeichnungen als erwiesen gelten. Aber ebenso erwiesen ist es, daß der erste, der den Gedanken maßgebend und umrissen aussprach (und darauf kommt es bei den Entschlüssen in modernen Kriegen meistens an), der österreichisch-ungarische Chef des Generalstabes gewesen ist. Unser Generalstabswerk nennt die Stunde, in der dies — am 1. April 1915 gegenüber dem preussischen General von Cramon — geschah, mit Recht die „Geburtsstunde des Gorlice-Entschlusses“. An dieser Tatsache ändert es auch nichts, wenn Conrad einige Tage später vorübergehend neuerlich seine Lieblingsidee des Zangenangriffes aus den Karpathen und aus Ostpreußen aufwarf. Als Falkenhayn, der Anregung Cramons folgend, auf Gorlice zurückkam, da legte der österreichische Generalstab bei aller Unterscheidenheit Wert darauf, seine Priorität irgendwie hervorzuheben. So ist die Erinnerung an den großen Sieg von Gorlice-Tarnob für immer mit dem Namen des großen österreichischen Feldherrn Conrad von Hötzendorf verknüpft.

Gorlice konnte nur gelingen, wenn es glückte, die russischen Stellungen zu durchbrechen. Mit einem einfachen Zurückdrücken des Feindes wäre nur ein sehr „ordinärer Sieg“, eine Entlastung auf verhältnismäßig enger Waldstatt erzielt gewesen. Die Ausführung dieses Durchbruches oblag der deutschen 11. Armee, der neben acht deutschen Divisionen auch zwei österreichisch-ungarische, die aus westgalizischen, mährischen und ostschleisischen Kämpfern bestehende 12. Division und die siebenbürgische 38. Honveddivision, angehörten. Im Norden sollte sich die 4. Armee, Erzherzog Joseph Ferdinand, im Süden die 3., General Boroevic, an der Ausweitung der Durchbruchstelle beteiligen. Generaloberst von Mackensen, der Befehlshaber der 11. Armee, hatte in Oberst v. Seekt einen hervorragenden Generalstabschef, dessen Aufgabe es vor allem war, das Unternehmen auf dem Schlachtfeld vorzubereiten. Es war ein großes Erlebnis für die in Westgalizien stehenden Kämpfer der 1. u. 4. Armee, als sie Ende April Zug um Zug über Krafau und Teschen-Bielitz und auch auf weiteren Umwegen heranrollen und Tausende und aber Tausende von Fackelhauben samt mächtigen Mengen von Geschütz und Kriegsgerät ausschütten sahen.

Die Front des Gegners war in den letzten Monaten im Raume Gorlice-Tarnob durch Truppenentwendungen nach den Karpathen außerordentlich dünn geworden — eine günstige Vorbedingung für den Durchbruch. Aber dieser war im Weltkrieg sozusagen doch das erste große Experiment seiner Art. Tausend Rohre, in besonderer Sorgfalt an der Einbruchsstelle verwendet, bereiteten das große Werk. Die kaiserliche und königliche Artillerie hatte einen ruhmvollen Anteil daran; Gorlice ist auch ihr Ehrentag geworden.

Der erste und zugleich entscheidende Schladtag verlief planmäßig wie eine wohlvorbereitete Übung. Die 11. Armee schlug in die russischen Stellungen binnen weniger Stunden eine tiefe Bresche; in ihrer Mitte das 1. u. 1. VI. Korps, deren 12 Divisionen mit der Eroberung des festungsartigen Pustkiberges einen der allerersten Erfolge im Schlachtgeschehen errang. Schwieriger hatten es zweifellos die Anschlußtruppen der 3. und der 4. Armee, denen nur die gewohnt mageren Kampfmittel der österreichisch-ungarischen Ausrüstung zur Verfügung standen. Erschütternd schreibt unser Generalstabswerk zu den wenig ins Auge springenden Anfangserfolgen des Edelweiskorps: „Daß auch an diesem Mißgeschick etwaiger Mangel an Opfermut wahrlich nicht die Schuld trug, erweist sich aus den Verlusten der stürmenden Truppen, die in diesen Tagen beim XIV. Korps größer waren als in irgendeinem anderen Abschnitt der Schlachtfront; büßten einzelne Kompagnien doch mitunter alle Offiziere und drei Viertel ihrer Mannschaft ein!“

Die Schlacht bedeutete vom ersten Tage an den Sieg. General Arz schildert seine Eindrücke bei der Erstürmung des Pustkiberges: „Wird es gelingen? . . . Da erkennt man am Südwesthange, wo sich der Rauch zu verziehen beginnt, erst einzelne Leute, dann ganze Linien herabsteilen. Der Angriff scheint nicht gelungen zu sein. Doch die zurückflutenden Linien werden immer dichter, ballen sich zu Massen, die viel stärker als die zum

Angriff angefehten waren — jetzt erkennen wir es deutlich: die sich wie Lava über die Hänge ergießenden Massen sind — Russen. Es waren Tausende von Gefangenen, die sich glücklich schätzten, der Hölle entronnen zu sein...“ Und aus diesen Tausenden wurden Zehntausende und mit der Zeit auch Hunderttausende. Dazu riesige Massen von erbeuteten Geschütz und Kriegsgerät. Nur bei Karfreit=Plitsch waren die Zahl der Gefangenen und die Menge der Beute noch erheblich größer.

Von Gorlice=Tarnow nahm — wir wollen auch Tarnow nicht vergessen, wo sich Kaiserjäger, 14er, 59er

mit neuem Ruhm bedeckten — der große Siegeszug der Verbündeten über Lemberg, Zwangorod und Warschau auf Brest-Litowsk seinen Ausgang. Hatten bei Limanowa-Lapanow und bei Lodz-Lowicz die Verbündeten den Russen auf dem Wege nach Mitteleuropa Halt geboten, so zeichnete nun der neue Sieg in dem großen Raum zwischen der deutschen Ostgrenze und den Rußland vom Abendland trennenden Sümpfen des Pripet eine neue Staatsordnung, die wohl durch Versailles zum Nachteil des deutschen Volkes geformt wurde, an deren Werden am Gorlice-Tag aber gerade auch die Völker gedenken sollten, die ihr neue Selbständigkeit danken...

Für die Führer des österreichisch-ungarischen Heeres hatte Gorlice die ersten glücklichen Tage nach langer Nacht bedeutet. Die Erzherzoge Friedrich und Karl Franz Joseph, Conrad von Hötzendorf und General Wegger verbrachten den 2. und 3. Mai auf dem Schlachtfelde. Herrliche Sonne leuchtete auf die weiten Fluren, in wundervollem Blau glänzte der Himmel, nur verdüstert durch die schwarzen Rauchwolken, die von den entzündeten Naphtawerken aufwärts zogen. Aber es war nun einmal das Schicksal des österreichischen Feldherrn, daß in dem spärlich gereichten Freudenbecher nie ein bitterer Wermuttropfen fehlen durfte. Als er am zweiten Schlachttag abends in das Teschener Hauptquartier zurückkehrte, fand er auf seinem Schreibtisch die Nachricht vor, daß Italien den Dreibundvertrag gekündigt ha be...

Die siebente, achte und neunte Isonzoschlacht

Die ausführliche Schilderung der drei Herbstschlachten am Isonzo bringt die dritte und letzte Doppellieferung zum 5. Band des Werkes „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918“, geschrieben vom Major d. R. Bendendorff.

Fünf Schlachten am Isonzo hatten trotz der Masse der angreifenden Italiener nicht vermocht, die Verteidiger aus jenen Stellungen zu vertreiben, die sie seit Kriegsbeginn in zahllosen Kämpfen behaupteten; erst in der sechsten war der Brückenkopf von Görz und das Plateau von Doberdo verloren gegangen. Am oberen und mittleren Isonzo aber stand die 5. Armee noch dort, wo sie früher war und auch die Raumeinbuße am unteren Isonzo war nicht besonders groß; doch mußte die weitere Abwehr völlig neu aufgebaut und die Widerstandskraft der Armee auf die frühere Höhe gebracht werden, um dem Stoß gegen Osten, den die Italiener aller Borausicht nach in Bälde fortsetzen würden, wirksame Abwehr entgegenbringen zu können. Durch Einreihung von Marschformationen wurde die Armee Borovic Ende August 1916 wieder auf 148.000 Feuerwaffen gebracht, welchen sich 240.000 italienische gegenüber befanden. Auch trafen bis dahin 38 Batterien als artilleristische Verstärkung auf dem Hochplateau ein.

Die am 27. August erfolgte Kriegserklärung Rumäniens brachte wohl neuerdings eine Erschwerung der Lage, da einerseits nur von der italienischen Front Kräfte an das neue Kampffeld abgegeben werden konnten, andererseits täglich mit dem Beginn einer neuen italienischen Offensive gerechnet werden mußte, die am 14. September auch tatsächlich einsetzte. Für die bevorstehende Karstschlacht hatte die italienische Heeresleitung namhafte Kräfte zusammengezogen. Die 3. Armee des Generalleutnants Herzog von Aosta, die den Angriff durchzuführen hatte, zählte 186 Bataillone, 24 Fußschwadronen, 954 Geschütze und 586 Minenwerfer, während dem Südflügel der 5. Armee, der ihr entgegentreten hatte, nur 59 Bataillone, 284 Geschütze und 265 Minenwerfer zur Verfügung standen. Das 7. Korps des G. d. R. Erzherzog Joseph, das sechs Kilometer Front zu verteidigen hatte, bestand aus der 17. Infanterietruppendivision G.M. Ströher mit 12 Bataillonen und der 28. Infanterietruppendivision F.M. Schneider-Manns-Au mit 13 Bataillonen; der südlich davon an-

schließende Abschnitt III b des F.M. Schent mit 8 Kilometer Front war nur von 18 Bataillonen der 9. Infanterietruppendivision und der 24. Landsturmgebirgsbrigade besetzt. Dahinter standen als Armeereserven die 20. Honvedinfanteriedivision des G.M. Zulachich, die 31. und die 10. Infanteriebrigade, zusammen 16 Bataillone, zu welchen später noch die 44. Schützendivision F.M. Remetzl trat.

Am 13. September nachmittags leitete lebhaftes Feuer der italienischen Artillerie und ein Capromi-Angriff auf Triest die 7. Isonzoschlacht ein, die am 14. September früh mit einem wuchtigen Artillerie- und Minenwerferfeuer begann. Nach neunstündiger Feuervorbereitung ließ der Herzog von Aosta in den Nachmittagsstunden seine Armee zum Sturm- lauf antreten. Bald geriet der Südflügel der 17. Infanterietruppendivision bei Nad logem in schwere Bedrängnis, wo drei italienische Regimenter ihren Angriff gegen das auf Bataillonsstärke zusammengeschmolzene J.R. 61 richteten, das aus dem vorspringenden Stellungsteil weichen mußte. Die meisten anderen Angriffe der Italiener aber scheiterten. Nur ganz wenige, mit schweren Blutopfern erkaufte, örtliche Erfolge brachte ihnen der erste Schlachttag. Nachts ging ein heftiger Gewittersturm mit nachfolgender Bora über das Schlachtfeld, der jede Gefechtsfähigkeit hemmte.

Auch der zweite Schlachttag brachte den Italienern nicht den beabsichtigten Durchbruch. Die 17. Infanterietruppendivision konnte sich an diesem Tage der verschiedenen feindlichen Anstürme im Zentrum erwehren, mußte jedoch mit ihren Flügeln weichen, was die Räumung des vorspringenden Frontbogens auf dem Nordhang von Nad logem zur Folge hatte. Die zu gleicher Zeit weiter südlich und im Wippachtal geführten italienischen Angriffe scheiterten an der Widerstandskraft der Verteidiger. Auch an den beiden folgenden Tagen setzten die Italiener ihre Angriffe fort, jedoch nicht mehr so einheitlich wie bisher. Es gelang ihnen, einzelne Gräben auf der Trigonometerhöhe 208 zu nehmen, von wo sie nach Osten vorrückten und den Nordflügel des Abschnittes III b in Gefahr brachten. Die Lage der 5. Armee am dritten Schlachttag war ziemlich ernst geworden; doch auch beim Gegner zeigte sich an diesem Tage schon eine gewisse Erschöpfung. Trotzdem ließ sich auch nach Ablauf des vierten Tages ein Ende der feindlichen Anstürme noch nicht erkennen. Da aber

beschloß Cadorna plötzlich, die Offensive einzustellen, um Menschenmaterial zu sparen, so daß weiterhin nur mehr kleinere Unternehmungen durchgeführt wurden. Trotz sorgfältiger Vorbereitung und Einsatzes überwältigend großer Kampfmittel waren die Vorteile, die die Armee Kosta in der 7. Sonzoeschlacht errang, recht gering. Lediglich im Nordteil der Karststellung hatten sie einen bescheidenen Raumgewinn erzielt. Die beiderseitigen Verluste aber waren sehr bedeutend. Die Italiener gaben ihre mit 700 Offizieren und 17.000 Mann an. Die Armee Boroewic hatte während des ganzen Septembers 300 Offiziere und rund 20.000 Mann verloren.

Nach der 7. Sonzoeschlacht lagen die Karstverteidiger nur mehr im Südbereich zwischen Nova vas und dem Meer in ausgebauten Stellungen. Nördlich davon bis zur Wippach waren die Gräben vollkommen niedergestromelt worden; die österreichisch-ungarischen Truppen lagen zumeist nur hinter Sandackwällen oder Steinriegeln, so daß der zur Berichterstattung dorthin entsendete Generaloberst von Brosch in seiner Relation u. a. schrieb: „Die heldenhaften Verteidiger decken die zu haltenden Linien wirklich nur mit ihren Leibern.“ So dachte das Armeekommando bereits daran, eine neue Abwehrstellung außerhalb der feindlichen Geschosswirkung zu schaffen und die Verteidigung dorthin zu verlegen; da sie aber der Stadt Trieste zu nahe gekommen wäre und eine Verlängerung der Front mit sich gebracht hätte, wurde davon abgegangen und nur der Ausbau einer zweiten Stellung im nächsten Verteidigungsabschnitt vom Fajti hrv über die Hermada nach Durino in Angriff genommen, sowie versucht, durch möglichst dünne Besetzung der vorderen Linien die blutigen Verluste zu verringern. Doch schon am 30. September begann wieder das italienische Geschütz- und Minenfeuer, das sich ab 3. Oktober immer mehr steigerte und am 9. Oktober mit voller Wucht über die Verteidiger niederschlug. Am 10. Oktober wurde es von Görz bis zum Meer zum Massenfeuer, worauf die italienische 45. Infanterietruppendivision gegen die Abwehrfront zwischen dem Kamm am Nordrand der Karsthochfläche und Lovica und südlich von ihr die 21. und die 22. Infanterietruppendivision anstießen. Die Verteidiger aber vermochten längs des von Lovica nördlich führenden Karrenweges standzuhalten. Nicht so aber südlich von Oppachiasella, wo die Reste der 20. Sonnedinfanteriedivision ihre Stellung den italienischen 47. und 43. Infanterietruppendivisionen überlassen mußten. Dadurch gelangte auch der Nordflügel der Gruppe Schenk in Bedrängnis, der von der italienischen 33. Infanterietruppendivision frontal angegriffen wurde; doch gelang es dem Verteidiger, sich auf der heiß umstrittenen Höhe 208 und in den anschließenden Stellungsteilen zu halten. Hingegen überrannten die Italiener mit Teilen der 33. und 16. Infanterietruppendivision an der Straße beim See Doberdo zwei Bataillone der 1. u. 1. 16. Infanterietruppendivision, die völlig aufgerieben wurden, und drangen von zwei Seiten gegen Jamiano vor. Da aber brachte das Rücken- und Flankenfeuer einer Abteilung des IR. 102 von der Höhe 144 und der Gegenangriff der Reserven derartige Verwirrung in die Reihen der Italiener, daß sie in ihre Ausgangsstellung zurückgingen und zahlreiche Gefangene in den Händen des Verteidigers ließen. Oberleutnant Wanke des IR. 102 erhielt für diese Waffentat das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens.

Am nächsten Tag gewannen zunächst die Angriffe des 1. u. 1. 7. Korps Raum und auch die 20. Sonnedinfanteriedivision hatte unterstützt vom SchR. 21 ihren Gegenstoß bis nahe an die frühere Frontlinie vorgetragen, als ein neuerlicher Massenangriff des Gegners erfolgte, dem erst in der Linie Judelog—Bukatic Halt geboten werden konnte. Das brachte neue Gefahr für die anschließenden Stellungsteile des Abschnittes Schenk; aber das Landsturminfanterieregiment 11 und das Gebirgsschützenregiment 1 hielten die blutgetränkte Trigonometerhöhe 208 fest, und zwischen Oppachiasella und Konstanjevica hielten Teile des IR. 47, des SchR. 2 und des FVB. 9 ungeachtet schwerster Verluste unerschütterlich stand; nördlich davon aber mußte das IR. 87 die kaum wieder-gewonnenen Stellungen neuerlich verlassen. Landsturmoberleutnant Tischer errang sich in diesen Kämpfen das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. „Es war ein furchtbares Ringen, das den 11. Oktober zu einem der bedeutendsten Großkampftage am Sonzo machte.“ Um die Kraft der Abwehr zu sparen, entschloß sich Generaloberst v. Boroewic, den geplanten Gegenangriff zu unterlassen und am 12. Oktober erlahmte auch zusehends

die Offensivkraft des Gegners. Wieder hatte der hartnäckige Widerstand der 5. Armee die Hoffnung der Italiener auf den Durchbruch vollständig vereitelt, doch hatten diese den Verteidiger vom Ost- und des Ballone zwischen Nova vas und der Höhe 208 abgedrängt; und wieder waren die Verluste beiderseits bedeutend. Nach ihren eigenen Angaben hatten die Italiener 657 Offiziere und 19.500 Mann verloren, während die Verluste der 5. Armee im Monat Oktober auf 32.000 Mann anwachsen; außerdem gaben die Italiener 46 Maschinengewehre und 31 Minenwerfer als Beute an.

Nochmals war es in dieser 8. Schlacht gelungen, den oftmaligen Ansturm der italienischen Massen unter geringen Geländeverlusten aufzufangen; aber es wurde schon fraglich, ob die Abwehr erfolgreich würde fortgesetzt werden können, denn der Zustand der Stellungen auf der Karsthochfläche bereitete die größten Sorgen; im Nahbereich der italienischen Minenwerfer konnten nur dürftige Steinriegelmauern und schiltiere Reihen spanischer Reiter des Nachts geschaffen werden, die dann bei Tag dem feindlichen Feuer wieder zum Opfer fielen. Auch das Kräfteverhältnis am Sonzo hatte sich sehr zuungunsten der Armee Boroewic verschoben, deren Marschformationen die normalen Abgänge, keineswegs aber die Schlachtenverluste mehr ersetzen konnten.

Inzwischen hatte das italienische Oberkommando seine 2. und 3. Armee angewiesen, sich für den 24. Oktober zu neuer Offensive vorzubereiten. Das schlechte Wetter verursachte die Verschiebung des Angriffes bis zum letzten Oktober. Der 1. November ward wieder zum Großkampftag. Der Vorstoß des Südflügels der italienischen 2. Armee hatte wenig Erfolg; hingegen gelangte die feindliche 45. Infanterietruppendivision gleich im ersten Anlauf auf den Kamm der Hochfläche und drang durch die in die Stellungen der 28. Infanterietruppendivision geschlagene Lücke gegen Osten vor, wo nur wenige Kompanien verfügbar waren, da die Divisionsreserve im Wippichal sich befand. Das wurde auch der bewährten 44. Schützenbrigade zum Verhängnis. Gegen die vier Bataillone der 87. Schützenbrigade stieß die italienische 4. Infanterietruppendivision acht bis zehn Glieder tief vor und überrannte die Reste der Schützenregi-

Nr.:

TAG:

menter 2 und 21. Wohl warfen sich die letzten Reserven den italienischen Massen mutig entgegen, um deren Vordringen zum Stehen zu bringen; da aber fiel unerwartet die Höhe Pecinla in Feindeshand und damit war das Schicksal der Reste der beiden Schützenregimenter besiegelt. Nun stürmte auch die 49. Infanterietruppendivision der Italiener heran, um die verbliebenen Stellungen der 28. Infanterietruppendivision zu nehmen; diese aber behauptete sie und es gelang durch Einsatz des J.R. 11 nördlich des B. Gribach einen Haken zu bilden. Aber von da bis Kostonjevic blaffte eine drei Kilometer breite Bude, durch die der Feind bis in den Artillerieraum vorzudringen vermochte. So mußte auch die 44. Schützen-division die Stellungen bis Hudilog räumen, der das italienische 13. Korps langsam folgte. Gegen Abend besserte sich die kritische Lage des 7. Korps, da die Italiener nicht über die Höhen B. Gribach und Pecinla hinaus vorgingen und Reserven die Widerstandslinie festigten. Acht Bataillone der 28. Infanterietruppendivision und der 44. Schützen-division traten zum Gegenangriff an, gewannen auch in der Nacht zum 2. November Raum und brachten 500 Gefangene ein. Aber mittags wurden fünf Bataillone der Stoßgruppe der 28. Infanterietruppendivision von der italienischen 45. Infanterietruppendivision in Flanke und Rücken gefaßt und nahezu aufgerieben, worauf die feindliche Division im ersten Anlauf den Fajti hrib nahm. Auch die 87. Schützenbrigade wurde von der italienischen 4. Infanterietruppendivision geworfen. Nun setzte das 7. Korpskommando die 17. Infanterietruppendivision in die Kostonjevicstellung ein, um hier dem Gegner Halt zu gebieten. Am Spätnachmittag hatte die Krise ihren Höhepunkt erreicht; das Armeekommando hatte sämtliche Reserven ausgespielt. Nun erhielt Erzherzog Joseph den Befehl, mit 21 Bataillonen im Gegenangriff die Lage wieder herzustellen.

Als die italienische 45. Infanterietruppendivision am nächsten Tag in die noch unfertigen Stellungen auf der Höhe 464 eindrang, war dort die Gruppierung der 17. Infanterietruppendivision zum Gegenstoß eben im Gange und das 4. Bataillon des J.R. 61 östlich des Fajti hrib bereitgestellt. Sein Kommandant Hauptmann Roosz, die Gefahr erkennend, zwang durch einen überraschenden Sturm die Italiener zum Rückzug, bei dem sie 11 Offiziere, 500 Mann und 7 Maschinengewehre in den Händen des Siegers ließen. Hauptmann Roosz erhielt dafür das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Um mit den vorhandenen Kräften zu sparen und Verstärkungen abzuwarten, befaß das 5. Armeekommando den Gegenstoß nicht durchzuführen und in den besetzten Linien äußersten Widerstand zu leisten. Inzwischen gingen die Italiener daran, die Stellungen des Südfügel zwischen Hudilog und Jamiano zu erobern. Drei Divisionen ließen an diesem Frontteil Sturm; doch alle ihre Angriffe scheiterten.

In größerem Umfang als in den vorhergehenden Schlachten hatten die Italiener in dieser Raum gewonnen; aber auch diesmal war ihnen der

Durchbruch, der zeitweise schon greifbar nahe schien, nicht gelungen. Sie mußten sich mit der Einbuchtung der Abwehrfront begnügen, die aber nicht tief genug war, um die Stellungen im Hügel-land von Görz ernstlich zu bedrohen oder den Südfügel der Karstfront zum Weichen zu zwingen. Wieder hatten beide Teile große Verluste: die Italiener 825 Offiziere und 28.000 Mann; ebenso viele der Südfügel der Armee Borodvic. Insgesamt hatte diese im letzten Vierteljahr 1916 einschließlich der Ertrankten nicht weniger als 2088 Offiziere und 99.587 Mann verloren. Aber noch stand die Front fest.

Dr. A. v. M. M.

Schicksalstage im Sommer 1914

Von G. d. K. Wladimir von Giesl,
österr.-ungar. Gesandten a. D.

Osterreich-Ungarn und Serbien in
den Jahren vor dem Fürstenmord.

Garaschanin, ein führender serbischer Staatsmann, hatte 1844 zum erstenmal ein großserbisches Programm — Vereinigung aller Südslawen unter serbischer Führung — aufgestellt. Seither rückte der Haß gegen die, einem Großserbien im Wege stehende Nachbarmonarchie immer mehr in den Vordergrund der serbischen Politik, und schließlich wurde der Wille, diese zu vernichten, ihr Leitmotiv. Die radikale Partei stellte sich bedingungslos unter den Schutz Rußlands und schrieb die Vernichtung der Nachbarmonarchie auf ihre Fahne, was auch im russischen Interesse lag, da Rußland Serbien als Sturmbod gegen seinen österreichisch-ungarischen Balkanrivalen nötig hatte.

Die Regierung der Könige Milan und Alexander und der Berliner Kongreß, der Serbien auf Osterreich-Ungarns Fürsprache einen Gebietszuwachs im Süden brachte, haben daran wenig geändert; wurde doch auf dem Berliner Kongreß Osterreich-Ungarn das europäische Mandat zur Okkupation Bosniens und der Herzegowina erteilt, Gebiete, auf die Serbien unbedingten Anspruch erhob. Selbst die so serbenfreundliche Haltung der Monarchie während des bulgarischen Feldzuges 1885 konnte an der feindlichen Grundeinstellung der Serben nichts ändern.

Übertüncht wurde die serbische Feindschaft zwar durch den Geheimvertrag vom Jahre 1881, der Osterreich-Ungarns Stellung in Belgrad wohl für eine Weile festigte, aber schon die Abdankung König Milans brachte völligen Umschwung. Nistie, der Chef der im russischen Fahrwasser segelnden radikalen Partei, übernahm die Regentschaft für Milans unmündigen Sohn Alexander, und damit verlor der Geheimvertrag vom Jahre 1881 jede Geltung. Seit der Ermordung des Königspaares Alexander und Draga haben alle politischen Ereignisse, alle Handlungen Osterreich-Ungarns Serbiens Haß nur verschärft, ins Maßlose gesteigert.

Der Wirtschaftskrieg und die übermächtige Handelskonkurrenz — die Frage der Sandtschal-Bahn waren nur Marksteine auf dem Weg der Verbitterung, welche dann in der Annektionskrise ihren Höhepunkt erreichte. In den Verhandlungen von Buchlau und der der österreichisch-ungarischen Annektion Bosniens und der Herzegowina (7. Oktober 1908) folgenden, allgemeinen europäischen Krise blieb Aehrenthal gegen Iswolsty Sieger, und Serbien, das gleich Montenegro in vehementer Weise gegen die Annektion protestiert hatte, wurde gezwungen, auf alle Ansprüche und Kompensationen formell zu verzichten (März 1909). Der Hauptgegner Osterreich-Ungarns, Rußland, hatte endlich, angesichts der festen Haltung Deutschlands an der

Seite Osterreich-Ungarns, nachgegeben und so die Lösung der Krise ermöglicht. Aber weder Rußland noch Serbien oder Montenegro konnten die Niederlage vergessen, und so wurde die Annektion Bosniens zu einer gefährlicheren Keimzelle für den Weltkrieg als selbst die Schüsse in Sarajevo! Der türkisch-albanische Feldzug, in dessen Verlauf Osterreich-Ungarn Serbien den Zugang zur Adria verwehrte, erweiterte die Kluft. In Serbien entfaltete die großserbische Propaganda fieberhafte Tätigkeit. Die auf Vernichtung der Monarchie eingestellte Vereinigung „Slovenski Jug“ wurde zwar 1909 über Forderung Osterreich-Ungarns aufgelöst, aber an ihre Stelle trat sofort die „Narodna Odbrana“, deren Ziele noch radikaler, deren Mitglieder einflußreicher und zahlreicher waren. Unter dem Vorsitz eines Generals war ihr eigentlicher Schützer und Gesinnungsgenosse der Ministerpräsident Nikola Pasic.

Da die „Narodna Odbrana“ in ihrer Tätigkeit zu sehr von Osterreich-Ungarn kontrolliert wurde, entstand, gedeckt durch ihre offizielle Flagge, ein interner, geheimster Verband: „Vereinigung oder Tod“, bekannter unter dem Namen „Schwarze Hand“ (Crna ruka) mit ausgesprochen terroristischen Statuten und Zielen. In Rußland widmeten ihr der russische Botschafter in Konstantinopel, Tscharynow, der Außenminister Sazonow und viele andere ihr ganzes Interesse und volle Unterstützung. In dem russischen Gesandten in Belgrad

Nikolaus von Hartwig fand sie einen energischen Schlichter und einflussreichsten Freund. Dagegen ist es aber sehr zweifelhaft, ob das Attentat, ansonsten ganz gut in die politischen Pläne Hartwigs passend, diesem im Moment der militärischen Schwäche Serbiens gelegen kam.

28. Juni 1914.

Die politische Lage in den Wochen vor dem Fürstenmord darf als bekannt vorausgesetzt werden. Als am 28. Juni 1914 die Schüsse in Sarajevo fielen, schufen sie keine neue Situation, sie waren nur der Anlaß, daß die Entscheidung sich mit großer Geschwindigkeit entwickelte. Der Schwerpunkt der nun folgenden Ereignisse lag aber nicht mehr in Belgrad. Nach wie vor wurde die Weltgeschichte in den Staatskanzleien der Großmächte gemacht.

In Serbien herrschte König Peter Karageorgievic, aber nur nominell. Seit dem 21. Juni führte Kronprinz Alexander die Regentschaft und wurde von Pasic, dem leitenden Staatsmann, soweit es dieser für gut fand, in die Regierungsgeschäfte eingeführt. Zugleich Minister des Auseren, führte Pasic das Ministerpräsidium diktatorisch. Aber auch Pasic hatte einen Herrn über sich: den russischen Gesandten Nikolaus von Hartwig, der der eigent-

liche Regent Serbiens war. Hartwig, Aug, energisch, ehrgeizig, von glühendem Haß gegen Österreich-Ungarn befeelt, machte sich aus Instruktionen aus St. Petersburg nicht viel. Das strupellose Vorgehen der russischen Diplomatie war mir aus Konstantinopel und Bulgarien bekannt; ich war nicht naiv genug, zu hoffen, daß durch persönlichen, vertrauten Verkehr mit Hartwig die politischen Gegensätze gemildert werden könnten, aber ich nützte die Sympathie, die er mir entgegenbrachte, und seinen Geselligkeitstrieb dahin aus, daß ich viel bei Hartwig verkehrte und bei seinen Dinern manche interessante Bekanntschaft machte.

Die Stimmung in der serbischen Armee war nach den Balkankriegen eine sehr selbstbewusste geworden; der Gedanke an einen Waffengang mit Österreich-Ungarn wurde nicht mehr als „Schreckhaft“ empfunden, ja die Auseinandersetzung mit der Monarchie als „unausweichlich“ hingestellt und die Befreiung aller Südslawen als oberstes politisches Ziel offen propagiert.

Hartwig — ich kann dies gar nicht genug betonen — hielt die serbische Armee nach den Balkankriegen an Menschen- und Kriegsmaterial erschöpft und unfähig, sich mit Österreich-Ungarn zu messen, zumal er dessen Heer hoch einschätzte, und Rußland, das die von Frankreich geliehenen 17 Milliarden noch nicht in strategische Bahnen umgelegt hatte, hielt er zurzeit nicht für genügend gerüstet, um Serbien Waffenhilfe zu leisten.

Der Mord in Sarajevo kam Hartwig zu sehr ungelegener Zeit; es war ihm klar, daß Serbien jede von Österreich-Ungarn verlangte Genugtuung zu leisten und seine Kräfte für die Zeit aufzusparen hatte, wo Rußland selbst zum Entscheidungstampf mit dem Rivalen antrat. Und Hartwig war ganz der Mann, um Serbien seinen Willen aufzuzwingen und ihm auch in St. Petersburg Geltung zu verschaffen.

Das Attentat in Sarajevo hatte im ersten Moment in Serbien in fast allen Schichten der Bevölkerung eine aus dem Unterbewußtsein kommende freudige Stimmung ausgelöst. In den folgenden Tagen wurde man ruhiger, die mögliche Tragweite und eventuelle katastrophale Folgen des Ereignisses legten sich wie ein Alp auf das Gewissen der leitenden Kreise. Erst jetzt wurde man sich langsam der Verantwortlichkeit für die geleistete politische Hebearbeit bewußt. Die ersten Wochen vergingen in ängstlicher Erwartung, aber als von Österreich-Ungarn kein Schritt erfolgte, erhob die chauvinistische Presse rasch und immer lähner das Haupt, legte das Schweigen in Wien als Schwäche des sterbenden Staatswesens aus, ja bezeichnete das Attentat als die gerechte Sühne für die von Österreich-Ungarn in Bosnien geübte Gewalt Herrschaft. Das Bewußtsein, daß das Recht auf Seite des Gegners war, schloß ein, auch die Befürchtung, daß sich die Monarchien im Solidaritätsgefühl an die Seite Österreich-Ungarns stellen würden, schien grundlos, insbesondere machte England nicht Miene, sich wie nach dem Königs-mord zu verhalten, d. h. Serbien in Acht und Bann zu erklären.

Am 7. Juli war ich in Wien zur Berichterstattung. Ein erster Entwurf der österreichisch-ungarischen Forderungen war eben im Ministerrat durchgesprochen worden. In Wien fand ich keine pessimistische Auffassung der Lage, man war sich bewußt, im Rechte zu sein und in gerechter Notwehr gegen eine Jahrzehnte währende, rücksichtslose, den Bestand des Reiches bedrohende Agitation zu handeln, unterschätzte wohl auch den „Kriegswillen“ der Gegner und rechnete ziemlich bestimmt mit der Totalisierung des Konfliktes. Beim deut-

lichen Botschafter (Freiherrn v. Eschirsky) wurde mir die Versicherung unverbrüchlicher Bündnistreue; er drückte die Erwartung aus, daß Österreich-Ungarn „diesmal“ die Energie aufbringen würde, sich eine Genugtuung zu verschaffen, welche der serbischen Agitation für immer das Handwerk legen würde.

Minister des Auseren Graf Berchtold beauftragte mich, dem in Wien weilenden ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza Bericht über die Lage in Belgrad zu erstatten. Graf Tisza sei mit einzelnen Punkten der geplanten österreichisch-ungarischen Note nicht einverstanden, würde sich aber gerne auf Grund der Stimmung in Serbien mit mir darüber besprechen. Graf Tisza, den ich am nächsten Morgen im Palais in der Bankgasse aufsuchte, fragte mich, ob ich den Inhalt der an Serbien zu richtenden Note kenne, deren Entwurf er sich weigere gutzuheißen, weil sie nach seiner Ansicht in einigen Punkten die serbische Souveränität berühre, und setzte dann hinzu: „Wenn der König den Krieg will, muß er sich einen anderen Minister suchen!“ Belanntlich wurde der Entwurf dann in allen von Graf Tisza beanstandeten Stellen nach dessen Wünschen abgeändert und erst-

Nr.:

TAG:

als die Note auch nach der Ansicht Tifas von Serbien angenommen werden mußte, wenn dieses überhaupt den Willen besaß, Genugtuung zu leisten, auch von ihm mit aller Energie vertreten. Also auch bei Graf Tifa, d. h. in Ungarn, keine Spur von Kriegstreiberei!

Am 10. Juli nach Belgrad zurückgekehrt, spielte sich noch am Abend desselben Tages ein Ereignis ab, welchem in seiner Wirkung auf die Entwicklung in den nächsten Wochen große Bedeutung zukommt.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksalstage im Sommer 1914

Von G. d. K. Wladimir von Giesl,
öster.-ungar. Gesandten a. D.

10. Juli 1914.

An diesem Tage kaum in meiner Wohnung eingetroffen, rief mich der russische Gesandte von Hartwig telefonisch auf, um mir seinen Besuch für halb 9 Uhr abends — behufs einer dringenden Aussprache — anzufagen. Meine Einladung, bei mir zu speisen, lehnte Hartwig mit Hinweis darauf, daß Kronprinz Alexander bei ihm seine Rückkunft erwarten werde, ab. Hartwig erschien zur festgesetzten Zeit und schnitt meine Frage nach seinem Befinden kurz mit der Bemerkung ab: „Wir haben Wichtigeres zu besprechen als meine Gesundheit!“

„Ich fahre übermorgen nach dem Hofdiner (Namenstag König Peters) in mein geliebtes Wien und dann sogleich nach Nauheim.“ (Hartwig war schwer herzleidend, die Wassersucht hatte bereits die unteren Extremitäten ergriffen. Knapp vor dem Besuche bei mir hatte er einen Asthmaanfall und alle Fenster in der Gesandtschaft mußten geöffnet werden.) Hartwig dementierte nun energisch das Gerücht, als habe er nach dem Tode des Erzherzogs die Flagge der Gesandtschaft nicht auf Halbmast gesetzt — welches Gespräch ich hier als ganz irrelevant übergehe — dann fragte er mich in ernstem, vertrauensheischem Ton: „Wollen Sie mir jetzt als Freund und aufrichtig sagen, was Sie mit Serbien vorhaben?“

Ich war auf diese Frage gefaßt und erwiderte mit ausführlicher Begründung, daß alles von dem Ergebnisse der Untersuchung in Sarajevo abhängen werde, die wohl einwandfrei erweisen würde, ob und inwieferne die serbische Regierung eine Verantwortung treffe; nur in diesem Falle würden wir verlangen, daß die Regierung einschreite und Garantien für die Zukunft fordern, in keinem Falle aber würde die Souveränität Serbiens angetastet werden. In diesem Belange erinnerte ich Hartwig daran, daß wir, als Kaiserin Elisabeth

in Genf von Luccheni ermordet wurde, weder Stillen noch der Schweiz irgendeine Verantwortlichkeit zuschrieben. Hartwig erhob sich schwerfällig, drückte mir die Hand und sagte mit Wärme: „Sie haben mir eine große Sorge genommen, ich danke Ihnen!“ — „Jetzt noch eine dritte Sache, aber auch in alter Freundschaft!“ — nach diesen Worten glitt er, bewußtlos, langsam vom Sofa. In zwei Minuten war ein im nächsten Hause wohnender Arzt zur Stelle, der zwar noch eine Kampferinjektion machte, aber schon im nächsten Augenblicke den eingetretenen Tod konstatierte. Der Arzt sprach seine Verwunderung aus, daß Hartwig bei seinem so vorgeschrittenen Leiden diese Stunde noch erleben konnte. Ich übergehe

das merkwürdige Verhalten der mit Hartwigs Wagen herbeigerufenen Tochter Hartwigs sowie des nunmehrigen russischen Geschäftsträgers Strandmann und das versuchte Eindringen der serbischen Polizei in die österreichisch-ungarische Gesandtschaft. Mein Anerbieten, die Leiche provisorisch im Kaffersaal aufzubahren, wurde schroff abgelehnt und der Verstorbene noch um 11 Uhr nachts auf die russische Gesandtschaft gebracht. Die Aufregung, welche der Tod Hartwigs in Belgrad verursachte, war ungeheuer und äußerte sich oft in grotesker, immer aber maßloser Weise.

Die Blätter nannten mich „Mörder“, auf der offiziellen Todesanzeige stand in unverhältnismäßig großen Lettern: „Gestorben auf der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft“. In einem Friseurladen, in dem ich nächsten Tages eintrat, erzählte ein Offizier dem Friseur: „Der Österreicher hat von Wien einen Sessel mitgebracht, der den ihn Benützendem tötet, ohne eine Spur zu hinterlassen!“ Ein serbischer Arzt sagte mir später: „Wir hätten auch der Leiche noch Gift injizieren können, doch sind wir zu anständig dazu!“ Man warnte mich vor der Teilnahme am Leichenbegängnis, doch verlief dieses ohne Störung.

Nach dem Tode Hartwigs steigerten sich die Angriffe der serbischen Presse ins Maßlose. Vorstellungen bei Pasic hatten keinen Erfolg. Wien schwieg noch immer, die Stimmung wechselte, aber die Furcht vor einem Strafgericht war doch im Schwinden. Man rechnete mit einer europäischen Konferenz, auf der man der Unterstützung, wenigstens Russlands und Frankreichs, sicher war. Die serbische Presse, bisher in Verteidigung einer schon verloren gegebenen — Sache, ging zum Angriff über, und der einzige Mann, der imstande gewesen wäre, den Chauvinismus zu zügeln und es auch mit Erfolg getan hätte, Hartwig, war tot!

Hätte Hartwig am 25. Juli gelebt, so wäre es, dies ist meine Ansicht, zu diesem Zeitpunkte noch nicht zum Kriege gekommen!

In Belgrad wußte man bis zum 23. Juli nichts über die Absichten Osterreich-Ungarns, doch wirkte gerade das Schweigen am Ballhausplatz unheimlich.

Nach meinen Informationen waren Pasic und auch der Kronprinz der Ansicht, daß Serbien nicht imstande sei, Osterreich-Ungarn mit Erfolg Widerstand zu leisten, weshalb es sich allen Forderungen der Nachbarmonarchie zu beugen hätte. Hartwig, der auch keine Hoffnung auf militärische Hilfe Russlands gab, bestärkte die Regierung in dieser Auffassung.

Gegen diese nachgiebige Stimmung kämpfte ein Teil des Offizierkorps, an der Spitze alle Mit-

der Flugzeiten gegen Abend über die Felder. Alles still ringsum. Da plötzlich steigt in tanzendem Flug eine Bachstelze oder ein Pieper oder eine Drossel hoch und stößt bestimmte Lockrufe aus. Eine zweite folgt, eine dritte schließt sich an. Und plötzlich ist ein ganzer großer Flug oben in der Luft in Bewegung. Das ist der Ausbruch zur Reise. Wer oder was hat nun den Anstoß gegeben?

Ganz ähnliche Momente schildert Dr. Rudolf Drost, der Leiter der Vogelwarte auf Helgoland in seiner Studie „Über den Einfluß des Lichtes auf den Vogelzug, besonders auf die Tagesausbruchzeit“ über die Zeiten des Ausbruches der Tag- und Nachtwanderer liegen bisher nur wenige und nur allgemeine Angaben vor. Goette (um 1900) sagt, daß auf Helgoland im Mai eine Stunde nach Sonnenuntergang die kleinen Säger und Drosseln aufbrechen. Seit geraumer Zeit sucht Dr. Drost all die Momente festzuhalten, die den Ausbruch der Frühjahrswanderer auf dem Felsenland veranlassen, wobei er besonders jene Vögel ins Auge faßt, die die Abendstunden zur Weiterreise nützen. Ein sehr dankbares Studienobjekt stellt für den Forscher die Amsel dar, mit deren Abzugsgewohnheiten er allgemach vertraut wurde. So erzählt er: „Einige Zeit vor Sonnenuntergang, oft stundenlang vorher sammeln sich die Amseln an ihnen zusagenden Stellen. Man sieht sie verhältnismäßig nahe beisammen. Oft beobachtete ich, wie sie längere Zeit ganz still saßen und augenscheinlich ruhten, wobei der Kopf geradegehalten wurde und die Augen offen blieben. Gewisse Zeit nach Sonnenuntergang läßt plötzlich ein Vogel den Wanderer hören, und zwar einmal einsilbig. Man überseht diesen Ruf am besten mit „ferr“ oder „frrr“. Dieser Ruf wiederholt sich nach einiger Zeit, nach Minuten oder früher, öfter oder seltener. Das hängt davon ab, ob der Vogel allein ist oder ob andere Amseln in der Nähe sind. Im zweiten Fall wird der Ruf, der zwar nicht sehr laut, aber doch weit hören ist, von anderen Seiten beantwortet, von

hin mögliche — vornehmlich die wichtigsten Nachrichten brachten mir die Gesandten Deutschlands und Italiens.

Als Anzeichen der eingetretenen Beruhigung mag auch gelten, daß ich in der kritischen Zeit — am 18. Juli — in die Schlußverhandlung über die Überlassung der durch Serbien führenden Strecke der „Orientbahnen“ mit der serbischen Regierung eintrat. Wir standen knapp vor der Unterzeichnung des für Serbien sehr günstigen Vertrages, als ich den Auftrag zur Übergabe der befristeten Note erhielt. Sie plähte wie eine Bombe und unerwartet in die dem Frieden nicht ganz ungünstige Stimmung — Tenor und Inhalt zeigten deutlich den Geist der Lage — aber doch in dem Sinne aus, daß die Annahme der österreichisch-ungarischen Forderungen notwendig und ohne taktkräftige Hilfe Russlands unvermeidlich sei!

An Russland wurde die dringende Bitte um Beistand gerichtet. Da der Erfolg unsicher, wurde die Antwortnote, welche die Annahme der österreichisch-ungarischen Forderungen aussprach, vorbereitet. Die vorstehende Beurteilung der Lage am Vormittag des 25. Juli wurde bestätigt durch eine Mitteilung des Ministerpräsidenten Pasic an die in Belgrad weilenden fremden Journalisten, welchen Pasic um die Mittagsstunde erklärte: „Serbien nähme die österreichisch-ungarischen Forderungen an“ und „die Kriegsgefahr sei nunmehr beseitigt“!

Schicksalstage im Sommer 1914

Von G. d. K. Wladimir von Giesl,
öster.-ungar. Gesandten a. D.

25. Juli 1914.

Bald jagten sich die Nachrichten in rascher Folge, alle wiesen darauf hin, daß in der Haltung der serbischen Regierung ein plötzlicher, aber entscheidender Umschwung eingetreten war.

Als erstes Anzeichen die Nachricht, daß alle erreichbaren Offiziere im Militärkasino versammelt wurden und Kronprinz Alexander die Mitteilung von einem vom Zaren eingelaufenen Telegramm machte, wonach Rußland mit ganzer Kraft hinter Serbien stehe und dieses anweise, die österreichisch-ungarischen Forderungen abzulehnen. Es folgten begeisterte patriotische Kundgebungen des Offizierskorps.

Das zweite Kennzeichen des Umschwunges war die Meldung, daß die Mobilmachung des serbischen Heeres angeordnet, der Mobilmachungsbefehl in den Straßen angeschlagen sei — halb darauf, daß der Abtransport der Archive des Ministeriums, des Schatzes der Nationalbank und der Abzug der Garnison Belgrad — in feldmäßiger Ausrüstung — begonnen habe. Ich war herzlich froh, ein paar Wagen für alle Fälle in der Gesandtschaft konfiguriert zu haben, denn nach Verlautbarung der Mobilmachung hätte ich, zur Abreise gezwungen, kaum ein Verkehrsmittel bis zum Bahnhof gefunden, was bei der erregten Menge, die zu Tausenden meinen Abzug in den Straßen erwartete, zweifellos Anlaß zu vielleicht folgenschweren Zwischenfällen gegeben hätte.

Die Erklärung Pasic' an die Journalisten konnte kaum mehr zur Wahrheit werden. Bald erhielt ich den Beweis für diese Vermutung in dem Besuche des Handelsministers Jankovic, der mich ersuchte, seine am selben Abend von Vichy in Semlin eintreffende Gattin von meinem dortigen Kommissär erwarten zu lassen, ihr einen größeren Gelddbetrag einzuhändigen und sie anzuweisen, nicht

nach Belgrad zu kommen, sondern nach Vichy zurückzufahren. Nachdem mir der Minister seine Bitte schriftlich gegeben, sagte ich ihre Erfüllung zu. Nun erbat ich mir — als Gegendienst — von Jankovic die Beantwortung der Frage, warum er seine Frau nicht mehr nach Belgrad zurückkehren lasse und — da er doch aus dem Ministerrat komme — wie die Antwort auf unsere Note ausfallen werde. Jankovic antwortete auch ohne Zögern: „Einen Teil Ihrer Forderungen haben wir angenommen, alles ging wohl nicht!“ Ich telegraphierte nach Wien, daß wir mit integraler Annahme unserer Forderungen nicht mehr rechnen dürfen.

Die Nachricht, die Regierung beabsichtige sofort nach Kragujevac zu übersiedeln, und daß auf der russischen Gesandtschaft „gepact“ werde, setzte jede optimistische Hoffnung noch weiter herab. Sie entschied völlig mit dem Eintritt des Ministerpräsidenten Pasic in mein Zimmer. Es war fünf Minuten vor 6 Uhr nachmittags. Auf meine Frage, ob die königlich serbische Regierung unsere Forderungen „vorbehaltlos“ angenommen habe, gab Pasic die wohl überall bekannte Antwort: „Was wir annehmen konnten, haben wir angenommen. Im übrigen hoffen wir auf die Ritterlichkeit des österreichisch-ungarischen Generals! — Wir waren mit Ihnen immer sehr zufrieden.“

Ich bat, mich zurückziehen zu dürfen, um die beiden Noten zu vergleichen, ich würde die königliche Regierung in kürzester Frist schriftlich verständigen. Die Unterredung hatte knapp fünf Minuten gedauert.

Pflichtgemäß verglich ich beide Noten und konstatierte sofort, daß von vorbehaltloser Annahme unserer Forderungen keine Rede sein konnte. Wohl fand ich Ansätze zum Entgegenkommen, die Aberbleibsel der ursprünglichen Fassung, wie die Bereitwilligkeit der serbischen Regierung, den verlangten Armeebefehl zu erlassen, aber schließlich waren fast sämtliche unserer Forderungen verdreht,

ihres Sinnes beraubt, deren Erfüllung, wenn nicht direkt abgelehnt, derart verlausuliert, daß sie in praxi wertlos wurde. Der Sachverhalt war klar; ich brauchte nichts abzuwägen, nichts zu entscheiden, nur zu konstatieren und eventuell befehlsgemäß abzuweisen.

Die Zeit drängte — Knapp eine Viertelstunde hatte ich Zeit, zu dem befohlenen Zuge zu kommen. Die Note an die serbische Regierung, an die deutsche Gesandtschaft, die Telegramme an die österreichisch-ungarischen Konsulate, obwohl vorbereitet, mußten abgesandt, die Chiffreschlüssel verbrannt werden. Schließlich hatte ich mein Personal und deren Familien zu sammeln. Kurz vor halb 7 Uhr verließen wir die Gesandtschaft. Die Straßen waren von einer vielhundertköpfigen Menge besetzt, die unseren Abzug mit Schmährufen begleitete.

Am Bahnhof waren die Vertreter der uns noch freundlich gesinnten Staaten schon versammelt — Russen, Franzosen und Rumänen fehlten — serbische Offiziere standen in Gruppen umher, einer derselben rief meinem Militärattaché zu: „Au révoir à Budapest!“ Die Straßen zum Bahnhof waren von Polizei und Gendarmerie, der Bahnhof selbst von Militär besetzt. Die Antwort auf die

Frage, wieso dies möglich war, und wieso das diplomatische Korps lange vor 6 Uhr nachmittags verständigt wurde, da die serbische Regierung meine Note doch nicht vor ¼7 Uhr erhielt, erübrigt sich. Die Ablehnung der serbischen Antwort meinerseits war eben nicht zweifelhaft, und Paste wußte bestimmt, daß mir nichts übrig blieb als abzureisen!

Noch in der Nacht zum 28. Juli wurde die Eisenbahnbrücke Belgrad—Semlin von serbischen Pionieren gesprengt. Von Semlin aus meldete ich telephonisch und telegraphisch nach Budapest, Wien und Ischl den Abbruch der Beziehungen. Graf Tisza war selbst am Telephon: „An Ihrer Stimme erkenne ich, wie es gekommen“, waren seine ersten Worte. „Ich werde Sie morgen am Bahnhof Budapest erwarten und für die verkümmerte Zeit einen Sonderzug nach Wien zur Verfügung stellen.“ In Budapest ließ mich Graf Tisza durch seinen Präsidialisten in das Ministerium einholen, prüfte die serbische Antwort eingehend und gab mir das Absolutorium mit den Worten: „Es ist kein Zweifel, Sie haben nicht anders handeln können.“

In Wien und Ischl hielt man noch immer an der Hoffnung fest, der Krieg könne vermieden werden. Graf Berchtold und Kaiser-König Franz Josef sagten mir beide dieselben Worte: „Der Abbruch der Beziehungen ist noch nicht der Krieg“, und der Kaiser, als ich von dem russischen Telegramm berichtete, welches den Umschwung herbeigeführt, „Aber der Zar kann doch unmöglich den Krieg wollen!“

Die österreichisch-ungarische Kriegsvorbereitung hatte keinerlei Kriegsvorbereitung getroffen. Mobilmachung wurde nicht angeordnet, von mir ging eine Denkschrift an die Großmächte, Eindruck gleich Null war, selbst die Erklärung Wiener Regierung, keinen Fußbreit serbischen Bodens dauernd behalten zu wollen, blieb ohne jede Wirkung wie die bis zum letzten Augenblicke unausgesetzten Bemühungen Kaiser Wilhelm und des Zaren vor unheilvollen Entschlüssen zu bewahren.

Man hatte die Kraft der in Rußland, Frankreich und wohl auch in England zum Kriege drängenden Erwägungen, der durch Jahrzehnte wirkenden nationalen Wünsche unterschätzt, die Persönlichkeit des Zaren, bei dem das slavische Solidaritätsgefühl alle anderen Einflüsse überwältigte und ihn zum Werkzeug der Nikolajewitsch, Sazonow, Suchomlinow machte, die ihn mit Lügen umstrickten, falsch eingeschätzt. Serbien war nur mehr der Vorwand für den Krieg, den jede dieser Großmächte haben wollte — haben muß!

Die Eroberung von Zwangorod.

Im August 1915.

Von Dr. phil. Géza Baron Kövess v. Kövessháza.

R. und k. Oberleutnant a. D.

Der nachstehende Artikel wurde auf Grund von offiziellen Darstellungen sowie persönlichen Aufzeichnungen des verbliebenen Heerführers Baron Kövess von dessen Sohn für die „Neue Freie Presse“ verfaßt.

Am 24. Juli 1915 einigten sich die beiden Generalstabschefs der Verbündeten, die Generale Conrad v. Höhendorf und v. Falkenhayn, in Teschen auf eine mittlere Lösung des Meinungsstreites, an welchen Punkten der Weichselübergang der verbündeten Truppen zu versuchen sei. Um 20 Uhr erging an Generaloberst von Bogytsch folgender Befehl: „Weichselübergang oberhalb Zwangorod einstellen. Landwehrkorps König und Division Bredow haben in Gegend Madonikamündung den Uebergang über die Weichsel zu erzwingen. Mitwirkung des rechten Flügels deutscher neuenter Armee wird seitens Deutscher Oberster Heeresleitung angestrebt werden. Armeegruppe Kövess mit zwölftem Korps, siebente und neunte Kavalleriedivision hat Weichsel abwärts Chodelmündung bis Kozienice zu sichern, Zwangorod am Westufer abzuschließen und nach Eintreffen der schweren Artillerie anzugreifen.

Die Russen hatten westlich der Festung Zwangorod zu deren Schutz eine besetzte Höhen- und Waldstellung eingenommen, deren Durchbruch vom Armeegruppenkommando von Kövess beschlossen wurde. Die Bereitstellung schwerer Artillerie — darunter auch eine 305-Zentimeter-Mörserbatterie unter Kommando des Obersten Janekha — und die Gruppierung der Angriffstruppen wurde rechtzeitig vom Armeegruppenkommando veranlaßt. Diese Vorbereitungen waren am 31. Juli 1915 beendet, und an diesem Tage ergingen auch die Befehle für den Angriff am 1. August.

Der Durchbruchfieg bei Slowiki Nowe.

Der Hauptangriff war gegen die Westfront zu richten. Diese Aufgabe fiel der k. u. k. 35. Infanteriedivision, Kommandant Generalmajor v. Podhoransky zu, der auch sämtlich: Steilschwerbatterien zugewiesen wurden. Unter Beiziehung der Armeegruppenreserve bildete Generalmajor v. Podhoransky eine Stoßgruppe von 8½ Bataillonen und durchbrach um 9 Uhr vormittags des 1. August, eines Sonntages, nach vierstündiger Artillerievorbereitung die mit Stochwerkförmigen, teilweise betonierten Stützpunkten stark ausgebaute Vorstellung bei Slowiki Nowe, wobei sich das siebenbürgische Infanterieregiment Nr. 50 (Karlsburg) besonders hervortat. Ein Teil der Angreifer schwenkte dann befehl-

gemäß nach Endosten und zwang die im Rücken angegriffenen Russen zur Waffenstreckung. Hierauf wurde auch die feindliche Linie im Walde nördlich der Bahn in erbittertem Nahkampf ausgerollt. Der Nordflügel der 16. Infanteriedivision, Kommandant Feldmarschalleutnant v. Scharicz, und später auch die Mitte dieser Division, schlossen sich dem Angriffe der 35. Division an und entrißen den sich zähe verteidigenden Russen ebenfalls einige Stützpunkte. Der Einbruch von sechs Kilometer Breite nötigte den Feind, bis zum 2. August auch vor der 16. Infanteriedivision Raum zu geben und gegen die zweite feindliche Stellung zurückzuweichen. Der Erfolg des zwölften Korps (Hermannstadt) drückte sich auch in der Gefangennahme von über 2300 Mann, 32 eroberten Geschützen, darunter 2 Mörser und 22 schwere Geschütze, und zahlreichem erbeuteten Kriegsgerät aus. Ein herrlicher Sieg war erlangt worden und zum ersten mal leuchtete ein Name auf, dessen Glanz bis zum Ende dieses größten Krieges aller Zeiten nicht mehr erlöschen sollte, der Name des siegreichen Armeegruppen- und Korpsführers, General der Infanterie v. Kövess.

Rücknahme der russischen Armee.

Am 3. August faßte General Alexan den Entschluß, seine Armeen zurückzunehmen, wodurch die zweite russische Armee das linke Weichselufer samt Warschau in der Nacht vom 4. auf den 5. August preisgab. Dadurch wurde auch die vierte russische Armee, welche die Forts von Zwangorod verteidigen sollte, genötigt, die linksuferigen Forts der Festung zu räumen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. August hörten die Belagerer von Zwangorod zahlreiche Sprengungen im Festungsbereich; der Horizont war von den aufflammenden Bränden gerötet. Am Morgen des 4. August waren die russischen Stellungen verlassen; die Verteidiger waren auf die rechte Stromseite abgezogen. Die beiden siebenbürgischen Divisionen stießen nach Besetzung der Forts bis ans linke Ufer der Weichsel vor; das rechte hielt der Feind, der alle Brücken zerstört hatte und alle Uebergangversuche im Bereiche von Zwangorod auf das schärfste abwies.

Nach der Einnahme der linksuferigen Teile der Festung durch das zwölfte Korps zog Generaloberst v. Bogytsch die fünfunddreißigste Infanteriedivision eiligst nach Kozienice heran, während die sechzehnte die Weichselsicherung zu besorgen hatte. Diese eroberte dann am 8. August auch die auf dem rechten Weichselufer liegenden Forts von Zwangorod.

Den Flußübergang hatten die Truppen teils auf rasch geschlagenen Brücken, teils auf von Pionieren geführten Fahrzeugen bewerkstelligt. Der Großteil des zwölften Korps aber, die fünfundsiebzigste und Teile der sechzehnten Division mußten einen großen Umweg machen, um eine Straße über die Weichsel zu benutzen.

Die Verfolgung des Feindes.

General Kóvess, der am 6. und 7. August die wichtigsten Teile der eroberten Stellung, besonders den Einbruchraum der 35. Division vom 1. August, besichtigt hatte, überschiffte mit seinem engsten Stab bei Zwangorod am 9. August. Am

12. nächtigte er bereits in Lukow, einem wichtigen Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt im Breitengrad von Brest-Litowsk. Weiter ging's in unaufhaltbarem Siegeszug nach Nordosten bis Baranowitschi!

Armeeoberkommandant Feldmarschall Erzherzog Friedrich hatte am 3. August dem siegreichen Armeegruppenführer General der Infanterie v. Kóvess nach Radom folgendes

Telegramm gesandt: „Unser Allerhöchster Kriegsherr hat Eurer Exzellenz in huldvollster Anerkennung Ihrer hervorragenden Verdienste um die siegreiche Führung Ihrer Armeegruppe das Großkreuz des Leopold-Ordens mit der Kriegskreuzdekoration Allergnädigst zu verleihen geruht. Ich beglückwünsche Eure Exzellenz und Ihre braven Truppen wärmstens zu dieser Allerhöchsten Auszeichnung und bin dessen sicher, daß Ihre tapfere Armeegruppe in dieser Allergnädigsten Anerkennung ihrer bisherigen Leistungen die Kraft finden wird, den bereits wankenden Gegner völlig niederzurängen.“

Zwei Jahre später gedachte Kaiser und König Karl der Verdienste eines seiner siegreichsten Heerführer und getreuesten Paladine in folgendem Handschreiben: „Lieber Feldmarschall von Kóvess. Im Verlaufe des gegenwärtigen Feldzuges haben Sie, als Kommandant des zwölften Korps, die Festung Zwangorod erobert, später an der Spitze einer Armee Serbien und Montenegro besetzt und Nordalbanien besetzt. Diese glänzenden Waffentaten dankbar anerkennend, verleihe Ich Ihnen das Kommandeurkreuz Meines Militär-Maria-Theresien-Ordens.“

Gedenken an die Eroberung von Belgrad.

Von Feldmarschalleutnant Theodor Konopich,
feinerzeitigem Generalstabschef der 3. Armee.

20 Jahre reichen Geschehens sind verfloßen, seit Belgrad anfangs Oktober 1915 von österr.-ung. Truppen erobert wurde; dennoch will es uns scheinen, als ob dies erst vor wenigen Jahren geschehen wäre, denn die Größe und Bedeutung des Ereignisses wie die Macht der empfangenen Eindrücke ließen die Erinnerung an damals nur wenig verblasen.

„Ende gut, alles gut“, sagt ein Sprichwort. „Anfang gut, alles gut“ kann man in diesem Falle sagen, denn die Bewingung der mächtigen Flußläufe der Donau und Save und als Teil hievon die Einnahme von Belgrad bildete das schwierigste Unternehmen des ganzen Feldzuges, dessen Erfolg nahezu gesichert war, als erstes gelang. Einen Monat nachher standen die Armeen der Verbündeten an der westlichen Morava und vor Ris, wieder einen Monat später in der Linie Plevlje—Mitrovica—Prizren; nach einem weiteren Monat war Cetinje, die montenegrinische Hauptstadt, besetzt und das I. u. K. 19. Korps im Begriff, Albanien zu erobern. Am Anfang dieses Siegeszuges aber stand Belgrad.

Der Verlauf der Ereignisse ist schon in verschiedenen Kriegsschriften geschildert worden und daher fast allgemein bekannt. Dennoch glaube ich, ihn hier in Kürze wiederzugeben zu sollen.

Das 8. Korps, dem im Rahmen der 3. Armee am linken Flügel derselben die Aufgabe zufiel, Belgrad zu bezwingen, bestand aus der 57. und 59. Infanterietruppendivision, beide je 10 Bataillone zählend. Eine zahlreiche Artillerie, darunter 70 Geschütze mittleren und schweren Kalibers sowie reichliches Ueberschiffungs- und Brückenmaterial, dazu die notwendigen technischen Truppenabteilungen standen zur Verfügung.

Die Höhe, welche Belgrad trägt, ragt bastionsartig gegen Nordwest, also Richtung Semlin, vor und beherrscht vollkommen die vorliegenden offenen Niederungen. Ihre größte Stärke wurde der feindlichen Verteidigungsstellung durch die bedeutenden Wasserhindernisse der Donau und Save verleihen, die an ihren schmalsten Stellen eine Breite von 500, beziehungsweise 300 Meter haben. Dem serbischen Flußufer entlang zogen sich, oft in mehreren Reihen, Schützengräben hin; der Kalimegdan, ein altes türkisches Festungswerk, schob sich hart an den Strom heran; eine Anzahl geschickt angelegter und maskierter Artilleriestellungen war vorhanden; ein anerkannt tapferer und zäher Feind stand zur Abwehr bereit.

Der Angriff mußte somit als sehr schwierig eingeschätzt werden, und er war es auch, wie die folgenden Ereignisse zeigten.

Am 5. Oktober geschah das Einschießen der Artillerie, dem am 6. nachmittags das Wirkungsschießen folgte; es dauerte bis zur Dunkelheit, dann trat Ruhe ein. Erst um 2 Uhr 30 Minuten nachts, eine halbe Stunde vor der für 3 Uhr früh anberaumten Landung der ersten Infanteriestaffel, setzte das Feuer in voller Wucht wieder ein. Doch das Einschiffen in die Pontons und Zillen, das mit 1½ Bataillonen bei Semlin, mit einem Bataillon am linken Donauufer in den Belgrad gegenüberliegenden Auen vor sich ging, und auch die Fahrt verzögerten sich, so daß sich die Abteilungen erst um 4 Uhr früh dem abwärts des Kalimegdan ausersehenen Landungsplatz näherten. Serbische Scheinwerfer und einige durch das Artilleriefeuer verursachte Brände ermöglichten dem Feind, die von Semlin herankommende Flottille zu entdecken. Da er reichlich Zeit

gefunden hatte, sich wieder am Ufer einzunisten, ergoß sich auf die wehrlosen Angreifer alsbald ein verderbliches Feuer. Viele fanden den Tod in den Fluten, manches Fahrzeug wurde abgetrieben, doch unentwegt strebte der Rest dem feindlichen Ufer zu; es gelang, dieses zu erreichen und den Feind im Handgemenge zurückzutreiben.

Die erste landende Truppe war das Bataillon III/74; ihm folgten alsbald drei Züge des Bataillons IV/84. Die Aufmerksamkeit des Feindes war derart auf diese Abteilungen gerichtet, daß ihn die Landung des Bataillons IV/87, das zur gleichen Zeit vom linken Donauufer aus überlegte, vollkommen überraschend traf. Bis Tagesanbruch wurden noch 1½ Bataillone ans Belgrader Ufer gebracht, dann mußte die Ueberschiffung wegen des feindlichen Feuers, das besonders vom Kalimegdan her übermächtig war, unterbrochen werden.

Unterstützt vom Feuer der Artillerie und der Monitore der Donauflottille, hauptsächlich aber durch den eigenen Heldennut, gelang es den 14 Kompagnien, während der folgenden 12 Stunden sich der fast ununterbrochenen feindlichen Angriffe zu erwehren. Dann setzte die Ueberschiffung wieder ein. Sie brachte bis zum Morgen des 8. Oktober neue 13½ Kompagnien dazu, die teils entlang des Bahndammes die Front nach links verlängerten, teils als Reserve dienten.

Damit war die Lage wohl gebessert, aber noch immer genug ernst. Eine neue Gefahr ergab sich durch das Steigen der Donau. Schon waren die Deckungen am linken Flügel halbmeterhoch mit Wasser gefüllt, als es endlich am Nachmittag gelang, das Feuer des Monitors Rörös auf eine Häuserreihe vor dem Bataillon IV/87 zu dirigieren, aus der unsere Infanterie besonders stark bedrängt wurde. Schuß auf Schuß sah. Solcher Wirkung vermochte der Feind nicht mehr zu widerstehen; fluchtartig stürzte er zurück, ihm nach mit erlösendem „Hurra“ die braven 87er; die 84er und 74er folgten dem Beispiel und drangen zusammen mit jenen in die Stadt ein. Es kam zu einem kurzen, heftigen Straßengefecht, dann machte die eintretende Dunkelheit dem Kampf ein Ende. Die Ueberschiffung nahm ihren Fortgang und schaffte bis Mitternacht den Rest der Infanterie der 59. Division über die Donau.

Am 9. Oktober wurde die Vorrückung fortgesetzt, mittags die Südostflügel der Stadt erreicht. Auf dem Kalimegdan, dem Reboise-Turm und dem Konak wehte die schwarzgelbe Flagge.

Belgrad war erobert. Die Opfer waren groß, noch größer aber der erreichte Erfolg.

In dem Vortrag, den ich am 9. Jänner im Offizierskafino in Wien zu halten die Ehre hatte, sprach ich über Vertrauen der Truppe zum Führer und über Vertrauen des Führers zu seiner Truppe. Der Schlußsatz dazu lautete: „Darum ist es eine begreifliche Tatsache, daß jene Siege, die wir unter allen Siegen besonders bestannen und bewundern, dort errungen wurden, wo das Vertrauen von Truppe und Führer ein gegenseitiges war.“

Ein solcher Sieg ist auch die Eroberung von Belgrad, die in erster Linie den braven Truppen, aber auch ihren Führern zu hoher Ehre gereicht. Feldmarschall Baron R ö v e s s, Kommandant der 3. Armee, und die beiden Divisionäre des 8. Korps, die Feldmarschalleutnante S n j a r i ć und Heinrich G o i g i n g e r, sind seither gestorben. Feldzeugmeister v. S c h e u c h e n s t u e l, Kommandant des 8. Korps, lebt als Generaloberst noch unter uns, ebenso der damalige Artilleriekommandant F M L. H a a m und F M L. v. H r o z n y, der nach der Verwundung des Divisionärs die 59. Division während des Ueberganges befehligte.

Zwei Bataillonskommandanten wurden mit dem Militär-Maria-Theresien-Orden ausgezeichnet, und zwar die Oberstleutnante M e t t e l e t und P e t e r. Ersterer starb vor Jahren, letzterer lebt als Generalmajor in Wien.

Noch möchte ich zum Schluß das wunderbare Zusammenwirken aller Truppen und der Donauflottille besonders hervorheben. Wieder erwies sich die Wahrheit der Lehre: Im einträchtigen Streben aller, dem gemeinsamen, klar bewußten Ziel zu liegt das Geheimnis jedes großen Erfolges einer Mehrheit von Menschen. So im Kriege, so auch im Frieden.

4. Okt. 1935

Vor zwanzig Jahren — Belgrad!**Erinnerung an die Meisterleistung der Pioniere im Jahre 1915.**

• Am 7. Oktober 1935 jährt sich zum zwanzigsten Male der Tag, an dem österreichische Pioniere in einfachen Blechpontons österreichische Truppen gegen das schier unbezwinglich erscheinende, tapfer verteidigte Belgrad heranzführten, womit die Eroberung dieses Bollwerkes begann. Dieser Tag ist der Gedenktag der Pioniere des österreichischen Bundesheeres geworden und wird heuer in allen Pioniergarnisonen besonders feierlich begangen werden. In Kürze sei hier jene großartige Leistung geschildert.

Die Heeresgruppe Mackensen hatte die Serben entscheidend zu schlagen, die Armee Rössels sollte sich hiezu in den Besitz der Bergstellung südlich Belgrad setzen; dem k. u. k. VIII. Korps Scheuchstuel — der selbst aus der Pioniertruppe hervorgegangen war — fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, mit seinen Pionieren und österreichischer Infanterie den Hauptangriff über den gewaltigen Donaustrom gegen die serbische Hauptstadt zu führen.

In der Nacht zum 7. Oktober setzten die Pontonsgruppen der Pionierhauptleute Hauser, König und Peroutka, mit niederösterreichischen und steirischen Infanteriebataillonen an Bord, von Semlin her und von der gegenüberliegenden Reiterinsel zum ersten, entscheidenden Hauptstoß über den mächtigen Donaustrom an; sie wurden im Lichtschein des brennenden Belgrad mit einem wütenden Geschützfeuer aus allen Kalibern überschüttet; viele Pontons sanken, und die am feindlichen Ufer landeten, wurden mit rasendem Gewehrfeuer und mit Handgranaten empfangen. Altösterreichs tapfere Infanterie aber stürmte die feindlichen Gräben und hielt allen Gegenangriffen stand. Wie es in jener schaurigen Nacht möglich war, daß einzelne Überlebende, aber zu Tode erschöpfte Pioniere, allein ihre sinkenden Pontons, gefüllt mit Toten und Verwundeten, ans eigene Ufer zurückbringen konnten, ist ein Geheimnis, das nur die Pioniertruppe zu lösen vermag.

Tag und Nacht währte das blutige Ringen um das feindliche Bollwerk, die Pioniere führten trotz schwerster Verluste und aufs äußerste erschöpft, wieder und wieder den tapferen Kämpfen am jenseitigen Ufer frische Kräfte zu, bis es dem Bataillon Oberstleutnant Peter¹⁾ gelang, einzudringen in die feindliche Stellung. Endlich am frühen Morgen des 9. Oktober, flatterten die Fahnen der siegreichen Truppen vom Kastell der eroberten Hauptstadt.

Der Brückenbau über die Save und das unaufhaltbare Vordringen der siegreichen Truppen nach Süden krönte das Werk der Pioniere.

An diesem Tage von Belgrad geziemt es sich aber auch, dankbar jenes Mannes zu gedenken, der vor mehr als 100 Jahren den dauernden Bestand der Pioniere Österreichs erwirkt und gesichert hat. Zu Wekdorf schläft der greise Held Nadezly, der einst als Pionierkorpskommandant jenen Korpsgeist in die Seele dieser Truppe gepflanzt hat, der sich vererbt von Generation zu Generation.

Der Kranz, den Österreichs Pioniere am 7. Oktober nach altem Schiffmannsbrauche in treuem Gedenken an ihre Kameraden den Wellen der Donau, Mur, Drau und Salzach übergeben, bringe allen toten Kämpfern vor Belgrad unseren achtungsvollen Soldatengruß.

G.M. d. R. Ing. Felix Gess,
chem. Pioniertruppeninspektor.

Auf der Schneide

Der Beginn des Kriegsjahres 1917

Die Entente wie auch die Mittelmächte wollten den Krieg im Jahre 1917 zu Ende bringen, denn die Grenzen der Entfaltungsmöglichkeit waren schon fast ebenso nahe herangerückt, wie jene der Aufbringung von Menschenreserven zum Kriegsdienst. Conrad schrieb in seiner für die Operationskanzlei bestimmten Denkschrift: „Fällt die Entscheidung in den Kämpfen dieses Frühjahres zu unseren Ungunsten, dann ist kaum mehr auf eine Wendung zu rechnen.“ Er forderte, daß „die letzte Karte“ ausgespielt und dem Gegner keine Zeit gelassen werde, „den Angriff in dem ihm günstigsten Momente, an der ihm günstigsten Stelle und mit der ihm größtmöglichen Machtentfaltung zu führen“. Hierbei dachte der Feldherr in erster Linie an einen Angriff aus der Südwestfront heraus, und zwar sollten die 20 österreichisch-ungarischen Divisionen, die dort den 60 italienischen gegenüberstanden, durch 13 deutsche vermehrt, von zwei Fronten, aus Tirol und aus dem Küstenland, zum entscheidenden Schlag ausholen. „Bei der Entschlossenheit Englands, den Krieg bis zum äußersten zu führen“, war Conrad aber auch dafür, den U-Boot-Krieg mit aller Rücksichtslosigkeit anzuwenden; denn, vereint mit der Aktion zu Lande, sei dies das einzige Mittel, den Krieg günstig zu wenden, bevor er durch die erdrückende Übermacht der Feinde beendet würde. Nach dem Gutachten des Admirals von Holzkendorff wäre England durch die Vernichtung von 100.000 Tonnen an Handelsschiffen in jedem Monat binnen eines halben Jahres niederzuringen. Bethmann-Hollweg war allerdings gegen diesen Vorschlag der Obersten Heeresleitung eingestellt, unterwarf sich aber bei der Konferenz in Pleß am 9. Jänner den Forderungen Hindenburgs und Ludendorffs. Auch Kaiser Karl und Czernin besorgten eine gefährliche Auswirkung dieser Maßnahme auf Nordamerika. Deshalb begaben sich Admiral v. Holzkendorff und der Unter-

staatssekretär Zimmermann am 20. Jänner nach Wien, um den Kaiser umzustimmen. Bei der Sitzung sprachen sich Feldmarschall Conrad und Großadmiral Haus für die deutschen Forderungen aus, während Czernin und nicht anders auch die beiden Ministerpräsidenten Clam und Tisza dagegen waren. Da aber Zimmermann erklärte, daß ohne das neue Kampfmittel sogar die Behauptung der Westfront fraglich werden könnte, wurde Czernin umgestimmt. Allerdings gab auch der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, zu bedenken, daß Wilson entschlossen sei, seine Friedensvermittlungen fortzusetzen, doch „war der Rubikon schon überschritten“.

In Unkenntnis des Frontteiles, gegen den der Feind seinen Frühjahrsangriff richten werde, rang sich die deutsche Oberste Heeresleitung zu dem Entschlusse durch, die Truppen aus dem gegen Compiègne weit vorspringenden Bogen in die „Siegfriedstellung“ zwischen Arras und Soissons zurückzunehmen, um sich vor allem genügend Verfügungstruppen sicherzustellen. Deshalb fand Conrads Plan einer ehesten gemeinsamen Offensive gegen Italien, als er mit dem Kaiser am 25. Jänner nach Pleß kam, wohl keine unbedingte Ablehnung, aber auch keine Zustimmung. Gleichwohl verständigte er das Heeresgruppenkommando Tirol, daß „unter gewissen Voraussetzungen“ Italien erneut angegriffen werden würde und hiesür die nötigen materiellen Vorbereitungen einzuleiten wären. Kaum war dies geschehen, als die Mittelmächte Ende Jänner die Verständigung erhielten, daß die Entente plane, die Schweiz zu überrumpeln und über sie hinweg nach Deutschland oder nach Westtirol vorzustoßen.

Nun waren aber die militärischen Vertreter der feindlichen Mächte, Joffre, Sir William Robertson und Sir Douglas Haig, Generalleutnant v. Porro, der russische General Palhyn und je ein Delegierter Belgiens, Rumäniens und Serbiens bereits im November im französischen Hauptquartier

in Chantilly zusammengekommen, um den Operationsplan zur Beendigung des Krieges im Jahre 1917 zu vereinbaren. Von einer Verletzung der Neutralität der Schweiz war dabei keine Rede. Wohl aber wurde beschlossen, den Mittelmächten auf alle Fälle im Angriff zuvorzukommen und möglichst schon in der ersten Februarhälfte einen Generalsturm zu beginnen. Keiner der Verbündeten aber war imstande, diesen Termin einzuhalten. Auch Frankreich nicht, weil der Höchstkommandierende General Joffre durch den General Rivelle ersetzt wurde, der sich höhere Ziele steckte, den zwischen Arras und Reims vorspringenden Bogen der Deutschen umfassend bestürmen und erdrücken wollte und dabei das Schwergewicht an die Aisne verlegen mußte, was eine Verschiebung der Aktion bis zum April bedingte.

Das Zarreich zeigte sich am angriffsfreudigsten, trotz der bis dahin schon erlittenen Verluste von 4½ Millionen Mann. Bei der Besprechung aber, die der Zar und der Stellvertreter des erkrankten Generalstabschef Alexejew, General Gurko, Ende Dezember im Hauptquartier zu Mohilew mit den Befehlshabern der drei russischen Fronten hatten, ergaben sich wesentliche Meinungsverschiedenheiten. Deshalb erfolgte im Jänner eine neue Konferenz der Alliierten in Petersburg, an der nebst Frankreich, England und Italien auch Kronprinz Carol von Rumänien mit dem Ministerpräsidenten Bratianu teilnahm. Aber auch diese führte zu keinem Ergebnis. So verfaßte denn General Gurko einen Kompromißvorschlag, der am 9. Februar vom Zar genehmigt wurde und dahinging, vorerst das rumänische Heer zu reorganisieren, dann die Dobrußa zu erobern und einen Hauptangriff gegen Lemberg sowie Nebenangriffe in der Richtung auf Socal und Marmaros-Sziget zu führen. Aber schon liefen Gerüchte um, daß zwei Millionen fahnenflüchtiger russischer Soldaten in den Dörfern sich versteckt hielten; auch flackerten da und dort Aufstände und Streiks auf, die Vorboten des Umsturzes im Zarreiche.

In Italien war die Stimmung gedrückt; die Sozialisten veranstalteten in verschiedenen Städten der Halbinsel Demonstrationen gegen den Krieg und griffen die Regierung in der Kammer offen an. Gemäß den Beschlüssen von Chantilly sollte auch das italienische Heer im Februar offensiv vorgehen; doch war man darüber in Italien nicht recht begeistert. Deshalb kam es im Jänner 1917 zu einer Konferenz der Staatsmänner und Generalstabchefs in Rom, welcher auch der englische Premierminister Lloyd George beiwohnte, der die bisherige Kriegführung der Entente als „talentlos“ bezeichnete und eine gemeinsame Offensive der Franzosen, Engländer und Italiener durch die Julischen Alpen auf Laibach und Wien in Vorschlag brachte. Cadorna arbeitete auch gleich den bezüglichen Operationsplan aus; aber die Generalstabchefs der Westmächte beharrten darauf, daß die Kriegsentscheidung auf französischem Boden falle. General Rivelle kam Ende Jänner nach Udine und versprach eine etwaige Verschiebung französischer Truppen nach Oberitalien, falls die Befürchtung Cadornas, daß der österreichisch-ungarische Angriff aus Tirol wiederholt werden

würde, sich bewahrheiten sollte. Cadorna berichtete darüber an den Ministerpräsidenten nach Rom und schrieb, daß bei der Wichtigkeit aller Kampfhandlungen, die in diesem Jahre voraussichtlich die Entscheidung bringen würden, Italien im Angriff nicht zurückbleiben dürfe. Ein fester Plan hierzu war aber im Februar im italienischen Hauptquartier noch nicht vorhanden.

Wegen Verstärkung der Orientarmee tagte Ende Dezember auch eine Konferenz in London. Dort prallten die Gegensätze hart aneinander. Die Franzosen, die zwei Divisionen zur Verstärkung nach Saloniki sandten, forderten das gleiche von England; Lloyd George aber bevorzugte eine Offensive im Irak und an der Palästinafront und

befürwortete die Räumung von Monastir und die Zurücknahme der Truppen gegen Saloniki. Da man sich in London nicht einigen konnte, wurde die Frage bei der Jänner-Konferenz in Rom nochmals behandelt. Hier wurde England von Italien, Frankreich von Rußland, Serbien und Rumänien unterstützt. Das Ergebnis der Konferenz war ein recht dürftiges. Die Franzosen versprachen noch weitere zwei Divisionen auf den Balkan abzuschicken, wo sich Sarraill für die allgemeine Offensive vorbereitete, während General Milne schon Weisung aus London erhalten hatte, sich auf die reine Verteidigung zu beschränken.

Da der allgemeine Angriff im Februar sich als undurchführbar erwies, wollte die Entente im April an allen Fronten anstürmen. Ein fester Wille dazu bestand aber eigentlich nur bei den Westmächten; und so flatterte dann der geplante Generalangriff noch weiter auseinander.

*

Ein eingehende Darstellung der Lage und Ereignisse im Winter und Frühjahr 1917 enthält die erste Doppellieferung zum 6. Band des vom österreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv herausgegebenen Werkes „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914 bis 1918“, erschienen in Wien 1935 im Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Dem ersten Kapitel dieser Doppellieferung „Die Kriegspläne für das Kriegsjahr 1917“, geschrieben von Hofrat Oberst a. D. Risling, sind obige Ausführungen entnommen.

Dr. A. v. M. M.

TUMARJEWESCU Julius u
HAUSNER, Arthur

Polenpolitik und Militärverwaltung im Weltkrieg

Von Minister a. D. Dr. Julius v. Swardowski.

Mit seinem gebiengen Erstlingswerk reißt sich der Generalstabsobersst Artur Hausner*) allfogleich den ernsten Militärhistorikern an und erweist sich zugleich als Schriftsteller erlesener Art. In einem gepflegten, natürlichen Stil schildert er die überaus verwickelten Vorgänge der Polenpolitik der Mittelmächte im Weltkrieg und zeigt in der klaren Beherrschung der Materie, in der kritisch leicht glossierenden Darstellung der sich oft überstürzenden Ereignisse eine so glückliche Hand, wie sie nur einem an leitender Stelle tätigen Mitarbeiter, einem klugen Augenzeugen jener Epoche zu Gebote stehen konnte. Selbst in das „Parteiengestrüpp, das Polen im Herbst 1915 zu überwuchern begann“, weist er hineinzuweisen und nicht nur die Gruppierung der Parteien zu verschiedenen Zeiten, sondern auch ihre Wirkjamkeit, ihre Schwankungen und Schwankungen sowie die Stimmung in den einzelnen Lagern zwischen den Hauptereignissen aufzuzeigen. Hier gewinnt ein Kaleidoskop Uebersichtlichkeit und Betrachtungsreignung. Wenn noch zwei für das behandelte Thema besonders bedeutame Momente Hervorhebung verdienen, so ist es die vorbildliche Objektivität und unbeeinträchtigte Gerechtigkeit des Verfassers — zum Beispiel: „Den wohlwollenden Absichten, welche hiebei (nämlich bei Einrichtung der Militärverwaltung) Polen entgegengebracht wurden, lagen allerdings auch eigennützige Motive zugrunde“ — und weiter das volle Verständnis für die polnische Psyche, das damals den Militärkreisen, allerdings auch manchen zivilen Zirkeln, im allgemeinen abging.

Es hat wohl kaum eine wichtigere Episode gegeben, die der Autor nicht zumindest streifen würde. Er übt nirgends Schönfärberei, streicht nichts grell an, aber überpinselt auch nichts — bleibt stets maßvoll und deutlich. Daß Hinweise auf die dümmelhaft, von der Bevölkerung peinlich empfundene

Uebergreiflichkeit einzelner Armeevertreter nicht kräftiger herausgearbeitet werden — wer vermöchte dies dem schreibenden Kriegskameraden verargen? Es fehlt nicht die rückhaltlose Besprechung des Gegenspieles Wien-Berlin, der Mißhelligkeiten zwischen dem Armeekommando und der deutschen Obersten Heeresleitung, wobei mit Tadel für die politischen Ungezüglichkeiten der beiden Stellen nicht gespart wird. Aber auch die Wurzeln, die hängen wie drüben zwischen den Oberkommanden und den auswärtigen Aemtern bestanden, werden nicht verschwiegen. Und gerade bei solchen Anlässen kommt Hausners feiner Takt in der Wahrung dienstlicher Loyalität zur Geltung.

Von der Schaffung der Kreiskommanden im Januar 1915, der Aufstellung des Militär-Generalgouvernements in Lublin (1. September 1915) und der Errichtung des Generalgouvernements Warschau, über die von ihren eigenen Urhebern verleugnete und mißbrauchte Zweikaiserproklamation, dann über die vom Verfasser mit warmer Anerkennung besprochene Tätigkeit des provisorischen Staatsrates (Januar bis September 1917), den unglückseligen Friedensschluß von Brest-Litowsk am 9. Februar 1918 bis zur Zurücknahme der deutschen Front im Westen und dem Zusammenbruch der Okkupation war eine ungeheuer ereignisreiche Bahn zu durchmessen — Vorschläge, Rückschläge, durchgreifende Handlungen, halbe Maßnahmen, Versprechungen und Hoffnungen, Enttäuschungen und Täuschungen — bald unter Kanonendonner, bald im Gewande oder im Schatten diplomatischer Aktionen. In der Vorbringung und Darbietung dieser vielfach dokumentarisch belegten Vorgänge offenbart sich auch die politische Begabung Oberst Hausners, der wohl sehr gewissen-

*) „Die Polenpolitik der Mittelmächte und die österreichisch-ungarische Militärverwaltung in Polen während des Weltkrieges.“ Von Oberst des Generalstabes a. D. Artur Hausner. 388 Seiten. Mit fünf Abbildungen und einer Karte. Wien, 1935. Verlag der Gesellschaftsbuchdruckerei Brüder Hollinek und Militärwissenschaftlicher Verlag G. M. Franz Schubert.

haft Aufzeichnungen geführt haben muß. In den ernst anregenden Fluß seiner Erzählung bringt bisweilen leicht dramatische Bewegung, selbst ein Fünkchen Galgenhumor bligt auf, wenn sich zum Beispiel der Verfasser beim Zusammenbruch unversehens zum Vorstand des österreichischen Soldatenrates gewählt sieht (was übrigens die nachträgliche Billigung seines vorgefetzten Generalgouverneurs findet), und wer wollte nicht die Bitterkeit verstehen, mit der Oberst Hausner am 14. November 1918 vom Wiener Nordbahnhof seinem Heim zustrebt!

Von großem verwaltungsgeschichtlichem Wert ist auch die auf 54 Seiten gebotene Darstellung der Behördenorganisation und der gesamten, in vielen Richtungen überaus verdienstlichen und erfolgreichen Verwaltungstätigkeit des Militärgeneralgouvernements Lublin. Da sogar Personalisten beigebracht werden, darf der Band schlechtthin als Kompendium der Polenpolitik der Mittelmächte im Weltkrieg gewertet werden.

Von den Hauptakteuren jener Zeit entwirft der Verfasser teils sehr zutreffende Charakterbilder — zu den gelungensten gehören unter anderm die Porträts von Dillser, Szeptycki und Kuk — teils verleiht er ihnen mit einigen Federstrichen ein Profil. Selbstverständlich taucht immer wieder der Name Pilsudski auf, und der Zeichnung dieser Gestalt, vor der sich der Verfasser in Ehrfurcht beugt, ist eingehende Sorgfalt gewidmet. Aus den ungemein aufschlußreichen Unterredungen, welche Hausner im November 1916 mit dem Freiheitskämpfer in Lublin zu führen Gelegenheit hatte, seien hier die voraussichtlichen Anschauungen Pilsudskis über die Notwendigkeit der militärischen Jugend-erziehung als Mittel zur Weckung des Wehrwillens und staatsbürgerlichen Selbstbewußtseins erwähnt, weil sie seither in vielen Staaten praktische Gestalt gewonnen haben. In den zu Sport-, Turn-, Pfadfinderverbänden zusammengefaßten jungen Leuten werde ein Geist geweckt, der ihnen den Eintritt in die nationale Armee zum Bedürfnis mache. Gebührende Würdigung findet auch Pilsudskis Denkschrift vom Dezember desselben Jahres über die Aufstellung der polnischen Armee, in welcher der spätere Marschall die zukünftige Armee von der Politik ausgeschaltet wissen will und die Verquickung von Politik und Militarismus verurteilt.

Man kann dem von spannender Sachlichkeit erfüllten Buch kein bereedteres Zeugnis ausstellen, als daß sich Titel und Inhalt decken. Auch dem Verlag und der Druckerei gebührt für die geschmackvolle Ausstattung und die auch in der Schreibung der fremdländischen Namen bekundete Sorgfalt alle Anerkennung.

United Press-Sonderdienst der „Tagespost“.

Die Enthüllungen über Amerikas Eintritt in den Weltkrieg.

Washington, 9. Jänner. In der gestrigen Sitzung des Munitionsausschusses des Senats wurden neue Enthüllungen über die kritischen Ereignisse vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg und die Rolle, die die Rüstungsfabriken und die Bankiers darin spielten, gemacht. Es konnte unter Beweis gestellt werden, daß eine englisch-russische Kommission durch hohe Kapitaleinlagen die Kontrolle in der Eddystone rifle factory, einem amerikanischen Rüstungsunternehmen,

worben hatte zu einer Zeit, als die Vereinigten Staaten noch Neutralität bewahrten. Großbritannien hatte zur Erlangung dieser Kontrolle eine Summe von 10 Millionen Dollar gegeben. Die Mitglieder des Munitionsausschusses gaben ihrer Verwunderung über die außerordentlich ungewöhnliche Tatsache Ausdruck, daß die Regierung eines kriegführenden Landes die Munitionsfabrik eines neutralen Staates kontrollierte. Dieser Enthüllung folgte eine längere Vernehmung J. P. Morgans und Lamonts. Das Ergebnis dieser Vernehmung war die Entdeckung, daß der Bankier Morgan einmal einer Sitzung des englischen Kriegsrates im Zimmer des Premierministers im Unterhaus in London beigewohnt hatte. In dieser Konferenz wurde der Kauf von Gewehren in den Vereinigten Staaten besprochen. Im weiteren Verlauf der Sitzung des Rüstungsausschusses, die bis in die späten Abendstunden dauerte, wurden bisher geheimgebliebene Eintragungen in dem Tagebuch des Obersten Edward House, des Beraters des Präsidenten Wilson in der Kriegszeit, bekannt. Am 7. Oktober 1916 bemerkte der Oberst in seinem Tagebuch, daß England den Vereinigten Staaten eine Note bezüglich einer Schwarzen Liste von Handelsartikeln übermittelt hatte, die zu Beginn des Krieges herausgebracht wurde. In der Eintragung heißt es weiter, daß das Staatsdepartement versuchen will, das Bekanntwerden der Note bis nach den Präsidentenwahlen zu unterdrücken. Die Nachforschungen des Munitionsausschusses führten zur Entdeckung, daß die Londoner Note am 27. Oktober in Washington eintraf und tatsächlich erst am 14. November nach den Wahlen veröffentlicht wurde.

Warum Amerika am Weltkrieg teilnahm.

Washington, 7. Jänner. Vor dem Munitionskomitee des Senats, das sich mit der Untersuchung der Frage beschäftigt, was Amerika in den Weltkrieg gebracht habe und wie es in Zukunft sich von Kriegen anderer Staaten fernhalten könne, gab der bekannte amerikanische Bankier J. P. Morgan bei seiner Vernehmung folgende Erklärung ab: „Deutschland hat die Vereinigten Staaten durch eine Serie von Beleidigungen und Verletzungen, die den Tod zahlreicher Amerikaner zur Folge hatten, und von denen jeder Fall allein eine Kriegursache hätte sein können, wenn die Vereinigten Staaten nicht zu sehr gewünscht hätten, den Frieden zu bewahren, in den Krieg getrieben.“

Bei der Vernehmung Morgans kam es zu einem Zwischenfall, als der Bankier ein vorbereitetes Manuskript aus der Tasche zog und daraus vorzulesen begann. Senator Ney unterbrach den Bankier mit der Bemerkung, daß Morgans Rede wenig mit dem zu tun habe, was der Ausschuß wissen wolle, doch wurde Morgan schließlich erlaubt, fortzufahren.

Aus Kreisen der Ausschußmitglieder war die Ansicht geäußert worden, daß Amerika in den Krieg eingetreten sei, weil die privaten Bankiers so „tief hineingeraten“ waren, daß ein plötzliches Ende des Krieges den Zusammenbruch bedeutet hätte, Morgan erklärte demgegenüber, daß keine einzelne Persönlichkeit aus irgend einer Schicht Amerika in den Krieg getrieben habe.

Thomas W. Lamont ergänzte Morgans Ausführungen dahin: „Man habe immer das Gesetz befolgt. Man habe immer gewünscht, daß der Sieg bei den Alliierten sei und eine Neutralität des Gedankens habe es nie gegeben.“

Amerikas Weg in den Weltkrieg.

Die Frage, aus welchen Gründen die Vereinigten Staaten von Amerika in den Weltkrieg eingetreten sind, spielt gegenwärtig wieder eine große Rolle. Zwei Meinungen stehen einander gegenüber. Die eine Seite behauptet, es sei allein der uneingeschränkte U-Boot-Krieg gewesen, der U.S.A. zum Eintritt in den Krieg veranlaßt hätte, während die andere Meinung dahingeht, die kapitalistischen Interessen von Wallstreet, dem Bankenviertel Newyorks, hätten Woodrow Wilson zur Teilnahme am Krieg gezwungen. Die derzeitigen Verhandlungen eines vom amerikanischen Senat eingesetzten Munitionsausschusses lassen nun keinen Zweifel mehr darüber, daß amerikanische Bankhäuser einen entscheidenden Einfluß auf den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg ausgeübt haben, besonders war es das Bankhaus John Pierpont Morgan u. Co., das durch Bewilligung von riesenhaften Krediten nicht nur England die Fortführung des Krieges gestattet hat, sondern auch die Interessen amerikanischer Geldgeber auf Gedeih und Verderb mit dem Sieg oder der Niederlage der Ententemächte verbunden hatte. Sicherlich wird man auch den uneingeschränkten U-Boot-Krieg, der stark auf die Mentalität der Amerikaner wirkte, als Faktor für die Ursachen des Kriegseintritts Amerikas nicht ausschalten dürfen, doch darf man auf Grund der vorliegenden Ergebnisse des amerikanischen Ausschusses soviel sagen, daß das Bankhaus Morgan für den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg eine schwere Verantwortung zu übernehmen hat.

Von Interesse wäre wohl noch festzustellen, in welchem Umfang Gelder dieses Bankhauses und anderer an dem Kriegsgeschäft beteiligter Firmen für die Propaganda zur Verfügung gestellt worden sind, die es fertig brachten, das frei und unabhängig denkende

amerikanische Volk in einen europäischen Krieg hineinzuführen. Über den Einfluß von Wallstreet für den Eintritt Amerikas in den Krieg wurde eine breitere Öffentlichkeit wohl zuerst durch den amerikanischen Professor Harry Elmer Barnes mit seinem Buch „Die Entstehung des Weltkrieges“ unterrichtet. Die Lage der Wallstreet-Bankiers war um den Jänner 1917 herum, wie Barnes sagt, erschöpft, und die einzige Hoffnung der Bankiers, die Lasten auf den Rücken des Staates abzuwälzen, bestand darin, die Regierung dazu zu bringen, als Kriegsteilnehmer in den Kampf einzutreten. In dieser Beziehung sei die deutsche U-Boot-Rote vom 31. Jänner 1917 für die internationalen Bankiers Amerikas „eine wahre Himmelsgabe“ gewesen. Zur Zeit des Eintritts von U.S.A. in den Krieg habe Großbritannien, wie Barnes weiter mitteilt, sein Guthaben bei den amerikanischen Bankiers schon um 400 Millionen Dollar überschritten, und nur dadurch, daß die Firma Morgan diese Summe zur Verfügung stellen konnte, wurde England vor dem Zusammenbruch seines Kredits gerettet. Auch konnte Barnes an Hand eines am 27. Jänner 1920 im „Manchester Guardian“ erschienenen Artikels von Thomas Lamont, einem Geschäftsfreund des Hauses Morgan, nachweisen, was heute die amerikanische Öffentlichkeit bewegt. So bekannte Lamont schon damals, daß es die Firma Morgan auf Ersuchen einiger auswärtiger Regierungen unternommen hatte, eine prompte Erfüllung der Anforderungen der Verbündeten in die Wege zu leiten.

Um den Unterschied zu erkennen zwischen der Art und Weise, wie das Bankhaus Morgan den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg förderte, wenn nicht vielleicht sogar bewerkstelligte, der dem amerikanischen Volk 360.000 Tote und Vermundete gekostet hat, und den Idealen, mit denen Wilson, der über die Maßnahmen Morgans unterrichtet war, sei

3114 SUP. 8387448777874
KREITZKAMMER FÜR
NOITATION
1890 7 8 0 2 3 0 4 T
2 SEP 11 P 1 1891
81

Volk für den Krieg zu begeistern verstand, genügt es, sich einige Äußerungen des Präsidenten ins Gedächtnis zurückzurufen. Am 31. Jänner 1917 erfolgte der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland auf Grund der Mitteilung der deutschen Regierung über den uneingeschränkten U-Boot-Krieg. In der Proklamation, die Wilson aus diesem Anlaß am 3. Februar 1917 an den Kongreß richtete, sagte er, die Amerikaner hätten keine „egoistischen Absichten“, sondern sie suchten nur den uralten Grundsätzen ihres Volkes treu zu bleiben, ihr Recht auf Freiheit, Gerechtigkeit und ein unbelästigtes Leben zu schützen. Die Feststellungen des Munitionsausschusses beweisen heute, daß die „egoistischen Absichten“, wenn auch nicht beim amerikanischen Volk, so doch in Wallstreet in hohem Maß vorhanden waren.

In der Botschaft, die der Präsident am 6. April an den Kongreß richtete und in der er das Bestehen der Kriegszustandes proklamierte; erwähnte Wilson, daß Amerika nunmehr den Regierungen, die sich im Krieg mit den Mittelmächten befänden, finanzielle Kre-

dite gewähre, um den Kriegsbedarf zu beschaffen, ohne auch nur mit einer Silbe anzudeuten, in welchem gewaltigem Umfang diese finanzielle Unterstützung bereits erfolgt war. Es sei eine werttätige Pflicht, die Völker, die sich schon im Krieg mit Deutschland und damit mit seinen Verbündeten befinden, mit den Dingen zu versorgen, die sie durch amerikanische Unterstützung erlangen könnten. Auch hierbei kein Wort, was alles schon seit Jahren an die Alliierten geliefert worden war und wofür man sein gutes Geld natürlich nur dann bekommen würde, wenn der Belieferte der Sieger werden würde.

Von den Verstrickungen, die das Bankhaus J. P. Morgan u. Co. schon eingegangen war und die Americas Eintritt in den Weltkrieg zur Folge hatten, erfuhr das amerikanische Volk damals nichts. Hierzu bedurfte es erst eines Munitionsausschusses. Der amerikanische Soldat von anno 1917 aber zog brav und begeistert in den Krieg für die Grundsätze des Friedens und der Gerechtigkeit, die er glaubte, gegen eine selbstfüchtige Macht mit seinem Blut verteidigen zu müssen.

Dr. U. v. W.

21. I. 1936

Ein Pakt der Alliierten über die Kriegsbeute.

Telegramm des Neuen Wiener Abendblatts.

Washington, 21. Jänner. Ungeheure Erregung ruft in Amerika die Veröffentlichung des bisher auf das strengste geheimgehaltenen Memorandums Balfours vom 18. Mai 1917 hervor, das der Senator Nye trotz der ihm von der Regierung auferlegten Schweigepflicht durch die Hurst-Presse veröffentlicht. In diesem Memorandum berichtet Balfour über die Verträge, durch die die Alliierten die eventuelle Kriegsbeute auf Kosten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Türkei unter sich zu teilen beabsichtigten. Bekanntlich hatte Lansing, der dieses Memorandum von Balfour im Jahre 1917 erhielt, noch 1919 vor dem Senatsausschuß erklärt, er habe erst in Versailles 1918 von diesen Verträgen Kenntnis erhalten. Das gleiche hat Wilson erklärt, obwohl heute die Vermutung sehr naheliegt, daß Lansing seinem Vorgesetzten dieses wichtige Memorandum kaum verschwiegen haben dürfte. Das Memorandum zählt ferner die Versprechungen auf, die man Italien machte, um es an die Entente zu fesseln. Es enthält Pläne zur Zerstücklung der Mittelmeermächte. Die britische Regierung hat früher bereits, als der Munitionsausschuß seine Tätigkeit aufnahm, die Anfrage Hulls, ob dieses Dokument veröffentlicht werden dürfe, mit allem Nachdruck verneint.

21. I. 1936

Cattaro und die Lovcenaktion.

Zum zwanzigsten Gedenktag.

Von General der Infanterie Otto Wiesinger.

Ueber dieses Thema hielt der Verfasser, der die Lovcenaktion selbst mitmachte, einen vielbeachteten Radiovortrag.

Die Bocche di Cattaro fiel zugleich mit Istrien als Teil des venezianischen Dalmatien auf Grund der Beschlüsse des Wiener Kongresses an Oesterreich, in dessen Staatsverband sie bis zum Umsturz als zweiter Kriegshafen des Reiches blieb. Die Anlagen des Hafens entsprachen modernen Anforderungen zu Kriegsbeginn weder in fortifikatorischer noch in artilleristischer Hinsicht. Die Truppen und die dort dislozierten Flottenabteilungen hatten aber bald Gelegenheit, zu zeigen, daß sie jedem Angriff, komme er von der Land- oder Seefront her, gewachsen sind. August, September und Oktober stellten dies bezüglich der Festungsartillerie bereits unter Beweis. Mit 3000 Schuß bedachten die Montenegriner in dieser Zeit allein das kleine Betonwerk Vermac, das dem überwältigenden Feuer standhielt, trotzdem man während der Beschießung den Eindruck hatte, daß das in Staub und Feuer gehüllte Fort jeden Augenblick in die Luft fliegen müsse. Der heldenmütige Kommandant Hauptmann Rubin und die brave Besatzung führten den Kampf, von eigener Heeres- und Marineartillerie unterstützt, und hielten aus, bis schließlich der Gegner Ende Oktober das Feuer einstellte; die Bocche hatte — wie eine italienische Zeitung schrieb — den Lovcen besiegelt. Der Feind konnte aber jederzeit das Feuer wieder eröffnen und damit die militärische Brauchbarkeit des großen Hafens in Frage stellen. Es ist daher verständlich, daß der stets bestandene Wunsch nach Besetzung der dominierenden Höhen nach den Oktoberbeschießungen neu auflebte und schließlich zu vorbereitenden Maßnahmen führte, die vom Kommandierenden General, späteren Generalobersten v. Sarkotic, in vorbildlicher Weise operativ, personell und materiell eingeleitet wurden. Die Durchführung der geplanten Operation fiel dann dem bewährten Feldmarschalleutnant, nachmaligen Theresienritter Viktor v. Weber zu. Als Kommandant der 47. Infanteriedivision und des Kriegshafens von Cattaro war er berufen, alles zu tun, um diese Operation, die sicher zu den größten Waffentaten des Weltkrieges zählte, erfolgreich abzuschließen. Es galt hier nicht nur einen heldenmütigen, seine Scholle liebenden Gegner, sondern auch ein außerordentlich schwieriges, vielfach vollkommen verkarstetes, steil aufragendes Gebirge bei einem Höhenunterschied von 1000 bis 1400 Meter und mehr zu überwinden; eine ungeheure Anforderung, die nur bei guter Vorbereitung zu leisten war.

Die Lage am südlischen Kriegsschauplatz gestattete erst gegen Ende des Jahres 1915 der Durchführung des Lovcenproblems näherzutreten. Am 23. November trafen die ersten konkreten Weisungen ein. Danach war die Besetzung Montenegros als eine umfassende Operation gedacht, wobei das Schwergewicht auf dem Raum Cattaro mit dem Ziele Lovcen lag.

Die Führung der Gesamtoperation übernahm gegen Ende Dezember der spätere Feldmarschall und Kommandeur des M. M. T. D. Freiherr v. Ködö, Generalstabschef Feldmarschalleutnant Konopicky, während die gesamte Westfront — wie bisher — Generaloberst Sarkotic Freiherr v. Lovcen führte.

Im Kampfraume kommandierte der Führer des 19. Korps M. M. T. R. Feldmarschalleutnant Trollmann. An Truppen standen im Kampfraume: im Küstenabschnitt die Gruppe Feldmarschalleutnant v. Sorfich (neun Bataillone und vier Batterien) in der Angriffsrichtung entlang der Küste; nördlich davon bei und südlich von Cattaro die 47. Infanteriedivision mit der 14. Gebirgsbrigade und der Brigade Oberst Tork, dann nördlich davon mit einer selbständigen Aufgabe die Gruppe Oberst Lottspeich (4 1/2 Bataillone und zwei Batterien) schließlich in der Krivosije die etwas stärkere Gruppe Oberst v. Jhuber mit der Angriffsrichtung gegen Niksic, bei welcher Gruppe sich die teilweise aus Wienern und Niederösterreichern zusammengesetzten Landsturmbataillone Nr. 4/39 und Nr. VI befanden, die die entscheidende Höhe Bjelos unter nennenswerten Verlusten erstürmten und dadurch den Erfolg in diesem für die Gesamtlage wichtigen Gebiete erstritten. Diese beiden Bataillone zeichneten sich in gleicher Weise in mehreren Isonzoschlachten, später vereinigt unter dem gleichen hervorragenden Kommandanten (heutigen) Major Gustav Sonnenwend, aus, der für seine Leistungen vor dem Feinde vielfach, so auch mit dem Ritterkreuz des M. M. T. D. und der goldenen Tapferkeitsmedaille für Offiziere, ausgezeichnet wurde.

Am 7. Jänner spätmittags wurden die Angriffstruppen auf schon vorher rekonstruierten und bezeichneten Anmarschwegen verdeckt in die Bereitstellungsräume geführt. Mit Ausnahme der schon vom Isonzo her kriegserprobten Bataillone der 14. Gebirgsbrigade, die den taktisch entscheidenden Solar zu nehmen hatten, waren fast durchweg Landsturmleute vor die große Aufgabe gestellt, die schon von Natur aus ungemein stark feindliche Stellung zu bewältigen. An Reserven standen der Führung drei Brigaden zur Verfügung, wovon die Festungsinfanteriebrigade Oberst v. Colerus auch bald in die erste Linie rückte.

Am nächsten Tag, dem 8. Jänner, 6 Uhr früh begann der Aufstieg bei ziemlich dichtem Bodennebel. Mit der Sichtmöglichkeit setzte die feindliche Gegenwirkung ein, die sich durch Maschinengewehrfeuer bemerkbar machte und alsbald zahlreiche Opfer forderte. Der Angriff kam zum Stehen. Doch die Artillerie war bereit, ihre überragende Rolle als schwere Schwereffektive neu zu erweisen, und der Infanterie die Erfüllung ihrer Aufgabe zu ermöglichen. 204 Geschütze aller Kaliber, darunter auch zehn 305-Mörser sowie zwei 42-Zentimeter-Haubitzen und 38 Geschütze der in der Bocche befindlichen Flottenabteilungen bekämpften erfolgreich den Gegner und bahnten der Infanterie den Weg bis zu den befestigten feindlichen Stellungen, die am zweiten Tag im großen und ganzen erreicht, am dritten Tag früh erstürmt wurden. Außer den bereits ange deuteten Geländeschwierigkeiten, den Kampfverlusten durch feindliches Feuer und Splitterschlag, behinderten das Unternehmen weiter die Nervenbeanspruchung durch das Getöse der Artillerie, das durch das Echo vervielfältigt wurde, und schließlich der am zweiten Angriffstag einsetzende heftige Regen, Schneefall und Kälte mit vielen Abgängen durch Erfrierungen. Doch die Angreifer ertrugen all diese Beanspruchungen, sie erwießen sich den besten Truppen als ebenbürtig: der Lovcen wurde plangemäß bezwungen! Am 9. Jänner, 1/8 Uhr früh, kündigten schon Leuchtraketen an, daß die Lovcenhöhe von eigenen Truppen erreicht sei; am 13. rückte eine Nachrichtenabteilung rücksichtslos nachdrängend in Cetinje ein, wohin alsbald die höheren Kommanden folgten. Inzwischen wurden aber bereits Friedensverhandlungen eingeleitet, die das 47. Infanteriedivisionskommando führte.

M. I. 1888

Die äußerst sorgfältige Vorbereitung des Angriffes, die einwandfreie, stets im vollsten Einklang mit der Infanterie arbeitende Feuerleitung und nicht zuletzt die genaueste Kenntnis des Geländes, haben die Angriffsartillerie befähigt, der Infanterie die Einnahme der für unangreifbar gehaltenen Feisbastionen der Montenegriner mit einem relativ geringen Gesamtverlust von etwa 2½ Prozent und einem minimalen Munitionsaufwand (etwa ein Drittel der bereitgestellten Menge) in kürzester Zeit zu ermöglichen. Die österreichisch-ungarischen Truppen durften einen neuen großen Sieg in ihren Annalen verzeichnen. Die Lovcenaktion zählte zwar nicht nach der Stärke der eingesetzten Truppen, wohl aber nach deren Leistungen zu den glänzendsten Waffentaten des Weltkrieges.

Die Verteidigung der Bukowina 1914.¹⁾

Von Major d. R. Dr. Günther Probst.

Was einem an diesem Buche von allem Anfang an so gefangen nimmt, ist die schlichte, unpathetische Art der Darstellung, das taktvolle Vermeiden jeglicher Uebertreibung, vor allem in der Schilderung der eigenen Leistung, die doch zu dem Größten gehört, was die Geschichte des Weltkrieges aufzuweisen vermag. Nicht sich selbst wollte der vor wenigen Monaten verstorbene heldenmütige Verteidiger der Bukowina Eduard Fischer ein Denkmal setzen, sondern nur seinen Göttern, deren unerschütterliches Ausharren ihm die erfolgreiche Durchführung einer eigentlich hoffnungslosen Aufgabe ermöglichte. Kaum mehr als ein nackter Tatsachenbericht, gestützt auf sorgsam gesammelte Originaldokumente; aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, sich in Zeit, Ort und Verhältnisse hineinzuversetzen vermag, dem wird dieses Buch zum Erlebnis.

Fischer ist selbst ein Sohn des Buchenlandes. Sein Urgroßvater, ein junger Landwirt aus Schwaben, befand sich unter den ersten Einwanderern, die dem Ruße Maria Theresias und Josefs II. folgten und in der 1776 an Oesterreich gekommenen Bukowina eine zweite Heimat fanden. Sein Großvater trat in den Staatsdienst und wurde Finanzkommissär; sein Vater Gustav war Pächter des Gutes Karapczju am Czernemosz, seine Mutter Antonia entstammte der Wiener Patrizierfamilie Seibenrost.

Seine militärische Laufbahn hat Eduard Fischer im Czernowitzer Hausregiment Nr. 41 als Freiwilliger begonnen, dann kam er in die Infanterieladettenschule nach Lubzów bei Krakau, von wo er am 18. August 1885 als

Rabattoffiziersstellvertreter zur Truppe ausgemustert wurde. Doch schon nach fünf Jahren kam er auf eigenes Ansuchen zur 1. Gendarmerie, in deren Stand er nach erfolgreicher Probedienstleistung 1891 definitiv übernommen wurde. Mit dieser Uebersetzung schuf sich Fischer die wichtigste Voraussetzung seiner künftigen Erfolge. Bei der Truppe wäre es ihm kaum vergönnt gewesen, Land und Leute so gründlich kennenzulernen wie in seiner neuen Verwendung, die ihn für seine ganze Dienstleistung an das Land fesselte. Er war hierfür ganz besonders befähigt. Verfügte er doch über ein ansehnliches Wissen, das im Lauf der Jahre in mehreren historischen und heimatkundlichen Werken auch seinen literarischen Niederschlag fand. Wie kein zweiter kannte er Land und Leute. Kreuz und quer durchwanderte er das Gebiet, das nicht viel kleiner als Oberösterreich ist; er zeichnete auch Karten davon, die bei Brockhaus in Leipzig gedruckt wurden, und man übertreibt daher sicherlich nicht, wenn man sagt, daß er in der Bukowina buchstäblich jeden Weg und Steg kannte. Aber das Entscheidende war doch nicht so sehr sein eiserner Fleiß als vielmehr der Umstand, daß es Fischer dank seinem vornehmen Wesen gelang, sich alsbald bei allen Schichten der national wie nach Ständen recht verschiedenartigen Bevölkerung im besten Sinne des Wortes beliebt zu machen. Er war in den Häusern der reichen Bürger ebenso zu Hause wie in der armseligsten Huzulenhütte. Sie alle brachten ihm unbegrenztes Vertrauen, ja sogar Verehrung entgegen. Man geht nicht fehl, wenn man ihn als den vollstimmlichsten Mann der Bukowina bezeichnet.

Im April 1914 wurde der junge Major Fischer auf den verantwortungsvollen Posten des Landesgendarmeriekommandanten für die Bukowina berufen. Drei Monate hatte er noch Atempause; aber während man im übrigen Oesterreich nichts davon ahnte, was der Monarchie bevorstand, Fischer wußte darum schon seit langem. Seit 1906 schon leitete er den Kundschafterdienst in der Bukowina; er hatte unbedingt verlässliche Helfer an seine Person gefesselt, die immer wider ihre Freiheit aufs Spiel setzten, niemals, wie Fischer betont, um klingenden Lohn! So wußte er schon im Herbst 1913 aus vollkommen sicherer Quelle, daß Rußland fünf sibirische Korps bereits nach Westen ins europäische Grenzgebiet ver-

¹⁾ Krieg ohne Heer; meine Verteidigung der Bukowina gegen die Russen. Von Gendarmeriegeneral Theresienritter Dr. h. c. Eduard Fischer. — Mit einem Geleitwort von Obstk. Emil Seeliger, 1 Kartenskizze, 2 Textskizzen und 13 Kunstdruckbeilagen. — Militärwissenschaftlicher Verlag G. M. d. R. Franz Schubert, Wien 1935. — XXVI + 207 Seiten. Ganzleinen 8.40 S.

legt hatte. Aber man glaubte seiner Meldung nicht, hielt sie ebenso für eine Tatarennachricht, wie jene vom 30. Juli 1914, daß Rußland bereits mobilisiert habe, und wie die besonders schwerwiegende vom 16. August, daß zwei russische Armeen von Osten her auf Lemberg im Anmarsch seien. (Man erwartete beim O.R. den Hauptstoß von Norden her und war aus dem Osten auf einenhalb bis zwei Korps gefaßt.)

Da die Bukowina zu Kriegsbeginn von Truppen völlig entblößt war, standen für den Grenzschutz nur 14 Gendarmerieposten, denen je 30 bis 40 Landsturmmänner und einige Landsturmareiter zugeteilt waren, zur Verfügung. Mit 56 Gendarmen und 596 Landstürmern mußte also vom Pruth bei Nowosielica bis zum Dniestr bei Dnuth ein 48 Kilometer breiter Grenzabschnitt gesichert werden. „Das ergab, schematisch dargestellt, auf je 100 Schritte einen Mann!“

Dieser Grenzschutz war flankiert nördlich des Dniestr durch Ostgalizien, wo man auf Anschluß an eigene Truppen hoffte, südlich des Pruth aber durch das noch neutrale Rumänien. Wohl gab es auch im Innern des Buchenlandes noch Gendarmerieposten als Reserve; aber diese (samt Landstürmern und Grenzfinanzwache 978 Mann) kamen vorerst als Kampftruppe nicht in Betracht, da sie ja während der allgemeinen Mobilisierung den Ordnungs- und Sicherungsdienst im Lande zu versehen hatten. Gendarmen und Landstürmer waren mit Mannlicher, die Finanzer mit Werndlgeschützen bewaffnet. Über es gab nicht ein einziges Maschinengewehr, von Geschützen ganz zu schweigen, keine Feldküchen. Auch für Munitionsnachschub und Trains war nichts vorgesorgt, alles mußte in größter Eile improvisiert werden, sogar Artillerie- und Maschinengewehrersatz. Doch davon später.

Ueber die ihm gegenüberstehenden Kräfte des Feindes war Fischer natürlich rechtzeitig und verläßlich unterrichtet. Eine erdrückende Uebermacht, mit allem Nötigen versehen; die Gewinnung der Bukowina für sie ein Kinderspiel, wenn die Russen über die tatsächlichen Verhältnisse informiert gewesen wären. Aber diesmal versagte ihr sonst, dank dem rollenden Rubel, so ausgezeichnet funktionierender Kundschafsdienst. In der Bukowina des O.R. Fischer fand sich kein einziger

Verräter. Diese "Tiroler des Ostens" hielten mit unerschütterlicher Treue zu den schwarz-gelben Farben. Aus seinen 652 Leuten "erster Linie" bildete Fischer drei ungefähr gleichstarkgefechtsgruppen. An militärischem Rückhalt besaß er im Lande bloss die in Czernowitz eben in Aufstellung begriffene 35. Landsturmbriade, die gleichfalls weder Artillerie noch Maschinengewehre hatte. Trotzdem entschloss sich Fischer, "der Hieb ist die beste Parade", die Grenzverteidigung offensiv zu führen, um das Eindringen des Feindes auf österreichisches Gebiet und dadurch eine Störung der Mobilisierung in der Grenzzone zu verhindern. Im Morgengrauen des 6. August ging zum ersten Mal hinein in Feindesland: "Wer mochte damals am ersten Tag des Kriegsbeginnes, voraussehen, dass sie (Gendarmen und Landstürmer) und ihre Nachfolger unter meinem Kommando nicht weniger als 331 Gefechte zu bestehen haben würde! 331 Kämpfe - oft glücklich, immer ruhmvoll! Und darunter nicht ein Kampf in dem meine Braven gleich gegen gleich gestanden! Denn in einem jedem, dem kleinsten wie dem grössten Gerechte, war der Feind an Zahl und Waffen uns fünf-, zehn- bis fünfzigmal überlegen."

Gendarmeriewachmeister Eugen Gazda und seine Patrouille waren die ersten Oesterreicher, die im Weltkriege die russische Reichsgrenze überschritten. Er stürmte an der Spitze seiner Leute die den Granzort Rewkaucy beherrschende und von den Russen verschanzte Höhe Mohila (silberne Tapferkeitsmedaille 1. Klasse). Bald darauf war der Kampf an der ganzen Grenze im Gange. Der Feind hielt dem ungestümen Angriff nicht stand und zog sich meist nach kurzem Gefecht zurück. Die Kordonwachhäuser, die beherrschenden Höhen wurden genommen, ansehnliche Beute an Waffen, Munition, Wäsche gemacht, einige Gefangene eingebracht und die Telegraphen- und Telefonleitungen zerstört. Am 9. August gelang dem Bezirkswachmeister Krzesinski, nachdem der erste Versuch misslungen, auch die Eroberung von Russisch-Nowosielica, wichtig wegen des Schutzes des Grenzbahnhofes in Oesterreich-Nowosielica. Die heftigen Gegenangriffe des Feindes in den folgenden Tagen konnten abgeschlagen werden. Mit der in diesen Gerechten gemachten, höchst willkommenen Beute wurden nicht weniger als 85 Vorspannwagen beladen.

(Schluss folgt)

22. III. 1936

(„Oesterreicher in Sibirien.“) Unter diesem Titel hält der Präsident der Plenny, der Bundesvereinigung der ehemaligen Kriegsgefangenen, Direktor Professor Dr. Hans Weiland, in der Urania drei Vorträge, deren erster dieser Tage unter großem Publikumsinteresse stattfand. Der Vortragende brachte zunächst aufschlußreiche Zahlen über die Kriegsgefangenen aller am Weltkrieg beteiligt gewesenen Länder. Die Gesamtzahl der Gefangenen im Weltkrieg habe etwa neun Millionen betragen, es sei gleichsam eine der gigantischsten Völkerwanderungen gewesen, durch die Millionen Menschen auf Jahre hinaus in fremde Länder verpflanzt worden wären, und diese, wenn auch zwangsweise und unfreiwillige Durchdringung verschiedenartigsten Volkstums, müsse sich kulturell tausendfältig auswirken, wenn man auch die Wirkungen heute noch kaum überblicken kann. In Rußland seien 54,146 österreichische Offiziere und 2,057,000 Mann, also 2,111,146 Oesterreicher gefangen gewesen, und von ihnen seien mindestens 630,000 in der Gefangenschaft gestorben. Die Sterblichkeit unter den Gefangenen sei in den Ländern der Mittelmächte trotz Blockade, und obwohl beispielsweise die russischen Gefangenen bis zu einem sehr hohen Prozentsatz Analphabeten und darum schwer zu behandeln gewesen waren, gering gewesen. Die höchste Sterblichkeitsziffer, nämlich 45 Prozent (gegen 3½ Prozent in Deutschland) wäre unter den in Rumänien internierten Gefangenen zu verzeichnen gewesen. Professor Dr. Weiland erzählte dann ausführlich und mit dem überlegenen Humor eines Mannes, der unendlich viel Schweres mitgemacht hat, von seinem Marsch nach Galizien, den er beim 3. Korps, mit den 87ern mitgemacht hat. Das erste wirkliche Feldlager auf einer nassen Wiese, die mörderische Feuertaufe des Regiments, der Kampf gegen einen technisch ungeheuer überlegenen Feind, die Zermürbung des dritten Korps, durch die der Weg nach Lemberg für die Russen frei wurde, das alles wurde vor den gespannten und erschütterten Zuhörern ungemein lebendig. Einzelne Soldatenfiguren, „unbekannte Soldaten“, hoben sich aus der Masse ab: der Kroate, dem eine Maschinengewehrkugel den Pfeifenkopf wegschob und der sich beklagte, daß man nicht einmal rauchen könne, wenn Krieg sei, der Mann, der die Russen mit erhobenen Feldflaschen zur vorübergehenden Einstellung des Feuers brachte, damit er jenseits des untkämpften Bahndammes aus einem Brunnen Wasser für die Verwundeten holen könne, dann der Verwundete, der, gefangen und bereits hinter die russische Linie gebracht, einem russischen Offizier das Repetieren eines österreichischen Gewehres zeigte, einfach aus eingedrilltem Respekt vor Offizieren, während ein anderer Verwundeter aufsprang, diesem Lehrmeister des russischen Offiziers eine Ohrfeige gab und sich wieder niederlegte. Dr. Weiland geriet schwer verwundet in Gefangenschaft. Er hatte zehn Schüsse, darunter einen gefährlichen Schuß durch die Kehle, und einen

Bajonettstich. Gleich hinter der russischen Linie wurde er von einem russischen Arzt „eingewickelt“, der in Wien studiert hatte und von Wien schwärmte. Aber trotzdem lag er tagelang, oft bewusstlos, auf dem Boden herum. Ein Arzt mußte ihm das eine Ohr annähen, holte mit einer Pinzette eine Kugel aus dem Hals und übergab sie dem Verwundeten zur Erinnerung. Narblose oder Schmerzbetäubung gab es natürlich nicht. Die Kehle mußte geschnitten werden. Drei Tage später: erster Versuch, Kaffee zu trinken. Dr. Weiland hält sich die Kehle zu, damit dieses erste Frühstück nicht gleich wieder herausrinnt. „Aber es ging. Alles war schon fest verkrustet, es brannte zwar, aber es ging.“ Die Schuldienerin der Schule, wo Dr. Weiland mit andern Offizieren ein paar Tage lang auf dem Boden lag, übernahm einen Brief des Verwundeten an seine Mutter, und sie gab ihn tatsächlich auf, als lange Zeit später wieder die Oesterreicher eingezogen waren. Die Verwundeten, mit ihnen Dr. Weiland, waren damals bereits längst in Sibirien. Ueber das Leben dort wird Dr. Weiland in zwei weiteren Vorträgen sprechen, und zwar am 1. April über „Die österreichische Volkshochschule in Krasnojarsk“, am 22. April über die Revolution.

10. IV. 1936

Die Verteidigung der Bukowina 1914.

Von Major d. R. Dr. Günther R o b i t z t.

(Siehe Folge 14.)

(Schluß.)

Doch was konnte auf die Dauer aller Heldenmut, aller Opferbereitschaft gegen die erdrückende russische Wehrmacht ausrichten, die sich nun gegen die Bukowina heranzog. So kam denn, was kommen mußte, der schwarze Tag, an dem auf Weisheit des 3. A. K. Czernowiz vor dem Feinde geräumt wurde. Daß dies in voller Ruhe vor sich gehen konnte, war abermals den wackeren Gendarmen zu verdanken, die einer Infanteriebrigade und einer Kosakendivision in ausrichtigstem Kampfe einer gegen zwanzig standhielten und ein rascheres Vordringen des Feindes erfolgreich verhinderten. Die 25. Ost-Brig. verließ das Land. Am 1. September übernahm der Landesgendarmeriechef, Oblst. Fischer das höchste militärische Kommando in der Bukowina. Sämtliche Gendarmerieeinheiten, Eisenbahn- und Spezialistische Abteilungen wurden ihm unterstellt. Das hieß ein Gebiet von über 10.000 Quadratkilometer mit einer Hand voll Leute verteidigen. Den Zweck, die Mobilisierung zu decken, hatten sie vollausgeführt und trotz namhafter Verluste nichts von ihrer Schloßkraft und ihrem Elan eingebüßt. Aber die neue Aufgabe schien außerhalb des Bereiches jeder Möglichkeit zu stehen. Doch Fischer verzweifelte nicht. Er mußte das Spiel wagen und gewann es auch. Zwei Lösungen standen zur Disposition: Aufnahme des Kampfes aus einer Zentralstellung oder aus einer ausgedehnten Sordonestellung. Er entschied sich nach reiflicher Überlegung für das letzte, weshalb, kann man in seinem Buche nachlesen.

Am Tag nach seiner Kommandoübernahme marschierten die Russen in Czernowiz ein. Im Süden der unglücklichsten Stadt standen Fischers Gendarmen in schütterer Front. Er aber dachte an nichts anderes, als daß Czernowiz wieder unzerstört bleiben müsse. Dabei war seine eigene Lage alles eher

dem völlig. Er verfügte über insgesamt 2100 Feuergewehre und 100 Reiter. „Mit diesen Kräften mußte der Raum südlich Bainski bis Wyzny — 85 Kilometer Frontlänge — gedeckt und gesichert, gegen Kotscha-Budlotow aufgeföhrt und überdies durch vorgeschobene kleinere Abteilungen der Kleinkrieg hinter der russischen Front durchgeführt werden.“ Dieses Mal stand gar auf 200 Schritte nur ein Mann, dabei keine Artillerie, keine Maschinengewehre; die Mannschaft war zum Teil nur mit alten Engelladern bewaffnet. Doch Not macht erfinderisch. Es galt ja vor allem, Zeit zu gewinnen. Fischer ließ alle auffindbaren Kirchweihböller requirieren; deren 14 wurden eilig aufgetrieben. Je ein Böller wurde nun auf einen Wauerwagen montiert. Je sechs Wauerwagen bildeten eine „Kanonenbatterie“. Mit diesem Geschütz, der einen Hölletpfeitel vollführte, fuhrverste Fischer hinter der Front vor Abschnitt zu Abschnitt. Mit „Kartreitagrassen“ aber manövierte er Malchmen-gewehrfeuer. Die Russen fielen ihm glatt auf die Läufe herum. Bei einem Gefangenen fand sich im Meldeblock folgende österreichische Stellung: „Im Zentrum und an den Flügeln Malchmengewehre auf die ganze Front verteilt.“

Bukowina war jetzt Fischers „Hauptquartier“. Von dort aus organisierte er nicht nur die Verteidigung, sondern auch die Wiederaufnahme des Telegraphen-, Telephon- und Eisenbahnsicherungsdienstes bis unmittelbar an das von den Russen besetzte Czernowiz; die Bildung eines Munitionsdepots in Gurahumora; die Formierung eines leicht beweglichen Trains aus landesüblichen Führern für Munitionskund und Verpflegungsnachschub; die Anstellung von Verpflegungskund im Südwesten des Landes; die Aufstellung eines provisorischen Spitals mit 200 Betten in Simposing wie von Verwundetenabteilung und Kranfenspitalen im Süden der Bukowina; die Herausziehung des gesamten Verkehrsnetzes — Telegraphen, Telephon und Eisenbahn — zur Mitwirkung an

der Landesverteidigung. Dazu gehörte auch die Wiederaufnahme des beschränkten Militärfrachten- und Personenverkehrs. „Es gelang mir, vom rollenden Eisenbahnmateriale noch in letzter Stunde 23 Lokomotiven und 700 Eisenbahnpagons in die Südbukowina zu retten.“ Alles dieses und noch viel mehr wurde geleistet dank Fischers, wie er sie selber nennt, „unvergesslichen“ Mitarbeitern. Er vertritt nur, dazu beschreiben, hinzuzusetzen, daß sein eigenes Beispiel in Krieg und Frieden, die Art, wie er seine Untertanen heran- züchtet, dem idealen Kommandanten auch die idealen Unter- zehnen an die Seite stellte.

Es ist aus Raumgründen ganz unmöglich, den Verlauf der weiteren Kämpfe zu schildern. Nur so viel soll gesagt werden, daß sich der Russen alsbald gelinde Verweigerung bemächtigte, weil sie in der Bukowina nicht einen Schritt vorwärts kamen. Velleicht — Fischer spricht dies nicht direkt aus — war seine eiserne Gestalt für die abergläubigen Russen mit einem solchen Nimbus umgeben, daß den Aufschlitz der Schreck in alle Glieder gefahren war. Wie dem auch sei: nichts ist bezeichnender als das Telegramm Druffilows an das russische Kommando in Czernowiz vom 10. September: „In ganz Galizien siegreiches Vordringen aller russischen Armeen — warum stößt unser Vortrupp in der Bukowina noch immer?“ Wohl raffte sich die 71. Inf.-Dion zum Angriff auf die Serethlinie auf, aber wieder mißlang er trotz der Wehrmacht. Damit war das Konzept des russischen A. O. R., das über den Westkarpaten nach Obergarn und Siebenbürgen gelangen wollte, empfindlich gestört. Der Gouverneur Czernowiz in Czernowiz betam die Ungnade des Großfürstlichen Oberkommandanten zu spüren. Seinem Born machte er sich Luft, indem er am 17. September für den toten oder un- schädlich gemachten Fischer 50.000 für den lebendig einge- brachten aber die doppelte Summe und eine Anstellung im russischen Staatsdienst verprücht. Das war um diese Zeit noch sehr viel Geld; aber es fand sich niemand, der an Fischer zum Tode wurde.

Dreieinhalb Monate geht der Kampf um die Bukowina weiter. Fischer glückt es wirklich am 21. Oktober Czernowitz wieder zu nehmen und bis Anfang Dezember zu halten. Um die Jahreswende aber kann Fischer nicht mehr weiter, diese unerhörten Strapazen waren für den 52jährigen denn doch zu viel. Er brach zusammen und kam mit schwerer Angina pectoris zu spezialärztlicher Behandlung nach Wien. Zwei Wochen nach seiner Ankunft befahl ihn der greise Monarch zu einer Sonderaudienz. Lassen wir Fischer nun selbst das Wort:

"Ich trat nach der Anmeldung durch die Flügeltür. Der mehr als 84jährige Kaiser erhob sich bei meinem Eintritt. Er schritt mir durch das Arbeitszimmer entgegen, nahm mich bei der Hand, führte mich zu einem kleinen Tischchen und hiess mich neben sich setzen.

Der Kaiser sah mir fest in die Augen: 'Ich danke Ihnen lieber Oberst, für das, was sie für mich und den Staat in so schwerer Zeit getan haben. Wie ist das nur möglich gewesen, dass sie mit einer so kleinen Streitkraft derart lange einem an Zahl vielfach stärkeren Feinde widerstand leisten konnten? Ich erzählte dem Obersten Kriegsherrn, dass ich dies in erster Linie dem Heldentum meiner Gendarmen zu verdanken hatte, dann aber auch dem Umstande, dass mein unbedingt verlässlicher Kundschaftsdienst mich stets rechtzeitig über die feindlichen Absichten unerrichtet und mir so zweckentsprechende Gegenmassnahmen ermöglicht hatte. Der alte Kaiser hielt noch immer meine Hand und sagte: 'Die Verteidigung der Bukowina hat viel dazu beigetragen, dass Rumänien uns nicht in den Rücken gefallen ist.' Und nun musste ich dem Obersten Kriegsherrn eine ganze Stunde über meine Kriegführung in allen Einzelheiten berichten. Sogar über die Verwendung der Kirchweihböller und Karfreitagratschen in unserem so ernsten Kampfe. Der Kaiser hörte alles mit regster Anteilnahme und fand so warme Worte für die braven Männer aus dem Volke, dass ich mich in tiefer Rührung über die Hand des Greises beugte. Dann stand der Kaiser auf, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: 'Die Landesverteidigung der Bukowina wird eines der interessantesten Geschichtskapitel dieses Krieges sein. Wenn ich das Kapitel meines Militär-Maria-Theresien-Ordens einberufe, werden Sie wohl einer der ersten sein, der um diesen Orden einzureichen hat.'

Fischer hat ihn erst im November 1927 erhalten. Verdient hätte er ihn schon viel früher, denn wie aus einem Zeugnis des damaligen österreichischen Gesandten in Rumänien Grafen Czernin hervorgeht, hatten Fischers Erfolge in der Tat auf die Entschlüsse der rumänischen Regierung einen bedeutenden Einfluss ausgeübt.

Was Fischer im weiteren Verlaufe des Krieges noch geleistet hat, gehört nicht mehr in diesen, der Verteidigung der Bukowina gewidmeten Aufsatz. So sei denn zum Schlusse nur so viel gesagt, dass er von Kaiser Karl im März 1918 zum Generalmajor und Landeskommandanten für Galizien und Bukowina Ernannte dank seiner hervorragenden Eigenschaften und vor allem seiner Organisationsgabe das darbende Wien des letzten Kriegsjahres buchstäblich vom Hungertode gerettet hat.

Nun ruht der Held der Bukowina fern der geliebten Heimat in wiener Erde. Bis zum letzten Atemzuge war der fast erblindete und gelähmte Mann für seine Kameraden tätig gewesen, für die Aermsten der Armen, denen Rumänien die Pension versagt. Daneben arbeitete er auch noch an seinem Buche, in dem er den unbekanntem Helden des Buchenlandes wenigstens ein papierenes Denkmal setzen wollte. "Nun kann ich ruhig sterben - ich habe meine Pflicht erfüllt", das waren die Worte, die er bei Uebergabe des Manuskriptes an seinen Verleger richtete.

Wenige Tage darauf ist er zur grossen Armee eingerückt, wo sich wohl viele seiner Getreuen von Anno 1914 versammelt haben werden, um ihren geliebten Kommandanten nun durch die goldene Pforte des Himmels vor dem Herrn der Heerscharen zu geleiten.....

12. IV. 1936

Militärisches

Przemysl, die große Sanfestung.

Von Oberstleutnant d. R. Artur Boeffel.

Im Rahmen des Wiener Heeresmuseums hat sich ein Arbeitskomitee für die Abteilung Festung Przemysl gebildet. Dieses Komitee will alles zusammenbringen, was sich auf die Festung bezieht, deren Bedeutung im Weltkriege immer klarer vor Augen tritt.

Die Gürtelfestung Przemysl, deren Besatzung im Weltkriege die Anstürme eines zahlenmäßig dreifach überlegenen Gegners mit schweren Verlusten abgewiesen und durch volle fünf Monate in harten Kämpfen buchstäblich bis zum letzten Bissen eines Brotsurrogats standgehalten und sie schließlich, durch Hunger und Strapazen entkräftet, selbst zerstört hat, um sie nicht als billigen Sieg in die Hände des Feindes fallen zu lassen, war nichts weniger als eine moderne Festung. Abgesehen davon, daß die Linienführung der Gürtelwerke noch auf der Tragweite der Belagerungsgeschütze aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts basiert war, lagen einige dieser Werke viel zu nahe der Stadt und den Brücken über den San. Einzelne dieser Werke waren überdies von den südlich und südwestlich vorgelagerten Höhen Pod Mazurami und Maclovica überhöht und mußten daher bald in die Verteidigungslinie mit einbezogen werden. Die Gürtelwerke mit einem Umfang von fünfzig Kilometer waren meist in den Jahren 1875 bis 1880, respektive in den neunziger Jahren erbaut worden und gegen die Wirkung neuartiger Geschütze weder granaticher noch verlässlicher bombensicher. Die Nebanwerke, deren Umfang siebzehn Kilometer betrug, waren durchweg primitive Erdwerke, die Infanteriebedeckungen oft kaum splittericher. Die Armierung der Festung bestand aus neunhundertvierundvierzig Geschützen, doch waren von diesen nur vier 305-Cm.-Mörser und vierundzwanzig Feldkanonen der Ausfallsdivision als moderne Geschütze zu bezeichnen, während der Rest aus altartigen, sogar teilweise noch aus gußeisernen Kanonen des Jahres 1861 bestand. Die Festung lag an der offenen Reichsgrenze, und doch sollte sie im Kriege gegen Rußland eine bedeutende Hilfsrolle spielen. Leider hat die österreichisch-ungarische Heeresverwaltung, wohl aus Mangel an Mitteln, nicht die Möglichkeit gehabt, die Festung fortifikatorisch nach den Anforderungen der modernen Kriegstechnik auszubauen und zu verstärken, so daß sie sich bei Kriegsausbruch in arg vernachlässigtem Zustand befand. Bei Mobilisierungsbeginn wurden acht Sappeurkompagnien, siebzig Militärarbeiterbataillone, fünfundzwanzigtausend Landsturm-Zivilarbeiter und sechstausend landesübliche Fuhrwerke in die Festung geworfen, die noch rasch die fortifikatorische Verstärkung verbessern sollten.

Am 18. September 1914 begann die erste Belagerung. Als die Schlachten von Lemberg, Przemysl, Rawaruska, Grodek am 11. September abgebrochen und die Armeen nach Westgalizien zurückgeführt wurden, begann die Festung ihre große strategische Hilfsrolle zu spielen; ihr fiel die Aufgabe zu, möglichst starke feindliche Kräfte auf sich zu ziehen, um die Verfolgung der zurückgehenden eigenen Armeen zu verhindern. Dies ist auch dem Festungskommandanten General der Infanterie v. Kusmanek vollkommen gelungen. Nach dem Durchmarsch der dritten und Teilen der vierten Armee blieben auf Befehl des Armeekommandos die 23. Honved-Infanteriedivision, die I. und II. 97., die I. 98., 108. und 111. Landsturmbataillone zur Verstärkung der Besatzung in Przemysl zurück. Am 16. September langte vom Armeekommando der Befehl ein, daß die Festung vorerst sich selbst überlassen bleibt und auf das äußerste zu halten ist. Wie bekannt, beschränkte sich General der Infanterie Kusmanek nicht bloß auf eine zähe Verteidigung, sondern faßte seine Aufgabe in aktivem und offensivem Sinne auf, indem er durch Ausfälle und rege Artillerietätigkeit den Vormarsch der Russen verzögerte und den Ausbau des feindlichen Einschließungsringes erschwerte.

General Zwanow, der Kommandant der russischen Südwestfront, ließ bald darauf den Vormarsch der russischen Armee am San einstellen. Er schätzte die fortifikatorische Widerstandskraft der Festung nicht hoch ein und legte der möglichst raschen Einnahme derselben große Bedeutung bei. Am 26. September war der Belagerungsring geschlossen. Am 4. Oktober ließ General Radko Dimitriev, ein ehemaliger bulgarischer General, der bei Kriegsausbruch in russische Dienste getreten war, an General Kusmanek durch einen Parlamentär die Aufforderung zur Uebergabe der Festung ergehen. Der Festungskommandant antwortete, daß er es unter seiner Würde finden würde, auf dieses schimpfliche Ansinnen eine meritorische Antwort zu geben. Von den 65 Bataillonen der Festungsbesatzung gehörten 40% dem Landsturm an. Mit Ausnahme der 93. Landsturmbataillone waren alle andern Bataillone der Besatzung schon an den früheren Kämpfen der Feldarmeen beteiligt gewesen, waren daher infolge Verlusten fast auf die Hälfte ihres Standes reduziert. Am 5. Oktober setzten die Russen mit rund neun Infanteriedivisionen zum Sturmangriff an. Ungeheure Massen von Sturmkolonnen, wohl ausgerüstete, kriegstüchtige, tapfere und junge Kräfte fluteten an die Ost-, Süd- und Nordfront heran. Alte, abgearbeitete Landsturmmänner aller österreichischen Nationen kämpften gegen die Russen mit wahrer Todesberachtung, mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Volle drei Tage und Nächte, ohne Unterbrechung, ohne Ablösung standen alle waffenfähigen Männer, ohne Ausnahmungen, Offiziersdiener, Köche, Pferdewärter mit der Waffe in der Hand an den Brustwehren und Schießscharten. Die Zerstörungen an den Gürtelwerken durch die feindliche Artillerie wurden tags- und nachtsüber immer wieder von den braven Sappeuren notdürftig ausgebessert. Jeder einzelne Mann war ein Held.

Da gelang es am 7. Oktober einem Teil des russischen Infanterieregiments Nr. 73, beim Morgengrauen in einen Graben des Werkes Siedlika, der von einer Abteilung des Festungsartillerieregiments Nr. 1 (Wiener) und vom königlich ungarischen Landsturmregiment Nr. 10 verteidigt wurde, einzudringen. Der Artilleriekommandant Oberleutnant Sberljuga und der Werkskommandant Leutnant Altmann schlossen sich nach einem blutigen Handgemenge in das Werkinnere ein und führten durch die Schartenöffnungen der Kasematten den Kampf heldenmütig bis 9 Uhr vormittags, bis sie endlich von rasch herbeigeeilten Nachbarabteilungen befreit wurden. Zur gleichen Zeit brachen aber auch alle übrigen Anstürme der Russen an den andern Fronten der Festung zusammen. Achtzigtausend tote Feinde bedeckten die Gräben und Hindernisse der Werke und das Vorfeld der Festung. Überall wurden die Sturmangriffe der Russen zurückgeschlagen. Nachdem Brussilow, der Kommandant der russischen Front in Galizien, in der Nacht zum 8. Oktober den Belagerungsring öffnen ließ, machte sich bald die Vorrückung der österreichisch-ungarischen Armeen zum Entsatz der Festung fühlbar. Schon am 9. Oktober ritt die erste Kavalleriepatrouille der eigenen Armee in die Festung ein und am 11. Oktober unternahm General Kusmanek mit der 23. Honveddivision seiner Besatzung einen Ausfall in der Richtung der Sanbrücke bei Sosnica und Walawa zur Unterstützung der Vorrückung der dritten Armee. Am 11. Oktober 1914 war der Entsatz der Festung vollzogen. Die Besatzung hatte mehr geleistet als man nach der Stärke der Festung erwarten durfte. Sie hatte nach dem Rückzug des österreichischen Heeres vom San drei russische Armeen festgehalten und damit den durch die verlustreichen Kämpfe bei Lemberg-Przemyslany-Rawaruska-Grodok ermüdeten Truppen die so notwendige Kampfpause zur Heranziehung von Verstärkungen, zur Retablierung und Umgruppierung erwirkt.

Nach drei Wochen Freiheit, während welcher die Festung in der Front der Feldarmeen mit ihrer Artillerie und ihren Ausfallstruppen an den Kämpfen teilnahm, waren ihr bis zu ihrem Untergang noch hundertsevenunddreißig entbehrungsreiche, leidvolle, von blutigen, verlustreichen Kämpfen durchtobte Tage zugemessen.

Nr.:

TAG:

Liste der im Weltkriege mit dem Orden "Pour le Mérite"
ausgezeichneten Angehörigen der Luftstreitkräfte

(nach amtlichen Quellen)

Lfd. Nr.	Dienstgrad	Name	Formation	Siege	Todestag	Gefallen bei bzw. gestorben in
<u>I. Generalstab der Luftstreitkräfte.</u>						
1	Gen.-Ltn.	v. Hoepfner	Kdr. Gen. d. Luftstreitkräfte	----	25.9.22	Wollin
2	Obst.	Thomsen	Chef d.Gen.Stabs d.Luftstreitkräfte	-----	-----	----
<u>II. Jagdflieger (Armee)</u>						
1	Rittm.	Fr.v.Richthofen	Kdr. Jagd.Geschw.1	80	21.4.18	Vaux s. So.
2	Obltn. d.R.	Udet	F. Jasta 4	62	-----	-----
3	Obltn.	Loewenhardt	F. Jasta 10	54	10.8.18	Chaulnes
4	Ltn. d.R.	Voss	F. Jasta 10	48	23.9.17	Freigenbg.
5	Obltn. d.R.	Jacobs	F. Jasta 7	47	-----	-----
6	Ltn. d.R.	Rumey	Jasta 5	45	27.9.18	Neuville
7	Hptm.	Berthold	Kdr.Jagd.Geschw.2	44	15.3.20	Harburg
8	Hptm.	Loerzer	Kdr.Jagd.Geschw.3	44	---	---
9	Ltn.d.R.	Bäumer	Jasta Boelcke	43	15.7.27	Oeresund
10	Hptm.	Boelcke	F. Jasta 2	40	28.10.16	Bapaume
11	Ltn.	Büchner	F. Jasta 13	40	18.3.20	Leipzig
12	Obltn.	Frhr.v.Richthofen	F. Jasta 11	40	4.7.22	Hamburg
13	Ltn. d.R.	Gontermann	F. Jasta 15	39	30.10.17	Marle
14	Oblt.d.R.	Menckhoff	F. Jasta 72	39	-----	---
15	Rittm.	Bolle	F. Jasta Boelcke	36	-----	---
16	Ltn.	Ritter v.Müller	Jasta Boelcke	36	9.1.18	Moorslede
17	Ltn.	Buckler	F. Jasta 17	35	-----	-----
18	Maj.	Ritter v.Schleich	Kdr.Jagdgeschw. 4	35	-----	-----
19	Ltn.d.R.	Veltjens	F. Jasta 15	34	-----	-----
20	Obltn.d.R.	Bongartz	F. Jasta 36	33	-----	-----
21	Ltn.	Könnecke	Jasta 5	33	-----	-----
22	Obltn.	Wolff	F. Jasta 17	33	15.9.17	Nachtigal
23	Obltn.d.R.	Thuy	F. Jasta 28	32	11.6.30	Smolensk
24	Ltn.	Allmenroeder	Jasta 11	30	27.6.17	Zillebeke
25	Obltn.d.R.	Degelow	F. Jasta 40	30	-----	-----
26	Obltn.d.R.	Kroll	F. Jasta 24	30	21.2.30	Hamburg
27	Ltn.d.R.	Neckel	F. Jasta 6	30	11.5.28	Italien
28	Ltn.	Schäfer	F. Jasta 28	30	5.6.17	Zandvoorde
29	Ltn.	v. Bülow	F. Jasta Boelcke	28	6.1.18	St. Julien
30	Ltn. d.R.	Blume	F. Jasta 9	28	-----	-----
31	Obltn.d.R.	Ritter v. Röth	F. Jasta 16 b	28	1.1.19	Bayern
32	Obltn.	Bernert	F. Jasta Boelcke (danach J.d.Fl.)	27	18.10.18	Berlin
33	Ltn.d.R.	Kirschstein	F. Jasta 6	27	17.7.18	Fismes
34	Ltn.	Thom	Jasta 21	27	-----	---
35	Hptm.	Ritter v.Tutschek	Kdr. Jagdgeschw. 2	27	15.3.18	Brancourt
36	Ltn. d.R.	Wüsthoff	Jasta 4	27	23.7.26	Dresden
37	Hptm.	Frhr.v. Boenigk	Kdr.Jagdgeschw. 2	26	-----	-----
38	Obltn.	Ritter v. Dostler	F. Jasta 6	26	21.8.17	vermisst

Aus: Archiv f. publizistische Arbeit (Intern. Biogr. Archiv)

Q 863

23.4.1936

20809

Q 863

Aus: Archiv f. publizistische Arbeit (Intern. Biogr. Archiv)

23.4.1936

20809 a

Lfd. Nr.	Dienstgrad	Name	Formation	Siege	Todestag	Gefallen bei bzw.gestorben in
39	Ltn. d.R.	Laumann	F. Jasta 10	26	-----	-----
40	Ltn.	Frhr.v. Beaulieu-Marconnay	F. Jasta 19	25	26.10.18	Verdun
41	Hptm.	Ritter v. Greim	F. Jasta 34	25	-----	-----
42	Ltn. d.R.	Pütter	F. Jasta 68	25	10.8.18	Bonn
43	Ltn. d.R.	Böhme	F. Jasta Boelcke	24	29.11.17	Zonnebeke
44	Hptm.	Göring	Kdr.Jagdgeschw. 1	22	-----	-----
45	Ltn. d.R.	Klein	F. Jasta 10	22	-----	-----
46	Ltn. d.R.	Windisch	F. Jasta 66	22	27.5.18	vermisst
47	Ltn. d.R.	Frankl	Jasta 7	19	8.4.17	Vitry-Sall
48	Obltn. d.R.	Kissenberth	F. Jasta 23	19	2.8.19	Alpen
49	Ltn.	Wintgens	Jasta 1	18	25.9.16	Villers-Go.
50	Ltn. d.R.	Dossenbach	Jasta 10	15	3.7.17	Fresenberg
51	Obltn.	Immelmann	Fl. Abt. 62	15	18.6.16	Lille
52	Obltn.	Buddecke	Jasta 18	13	10.3.18	Harmes
53	Ltn. d.R.	Höhndorf	Jasta 14	12	5.9.17	Ire le sec
54	Obltn.	Berr	F. Jasta 5	10	6.4.17	Noyelle
55	Ltn.	Ritter v. Mulzer	Fl.Abt. 292	10	26.9.16	Valenciennes
56	Obltn.	Frhr. v. Althaus	F. Jasta 10 (danach O.H.L.)	9	-----	-----
57	Ltn. d.R.	Leffers	Jasta 1	9	27.12.16	Chôriy
58	Ltn.	Parschau	Kampfgeschw. 1	8	21.7.16	Grévillers

III. Jagdflieger (Marine).

1	Kpt-Ltn.d.R.	Christiansen	F.Seeflugstation Flandern I Siege : 19 Flugzeuge abgeschossen 1 Luftschiiff 1 U-Boot versenkt 3 Schiffe 12 Handelsschiffe aufgebraucht		-----	-----
2	Ltn. d. R.	Osterkampff	Marine-Jagdgeschw.Flandern	31	-----	-----
3	Obltn.z.S.	Sachsenberg	Kdr.Marine-Jagdgeschw.Flandern	31	-----	-----

IV. Bombenflieger.

1	Hptm.	Brandenburg	Kdr. Bogohl 3	-----	-----	-----
2	Maj.	Keller	Kdr. Bogohl 1	-----	-----	-----
3	Hptm.	Kleine	Kdr. Bogohl 3	-----	12.12.17	Ypern
4	Hptm.	Köhl	Kdr. Bogohl 7	-----	-----	-----
5	Maj.	Leonhardi	Kdr. Bogohl 6	-----	12.7.28	Berlin

V. Aufklärungsflieger.

1	Hptm.	Fricke	F.Fl.Abt. 3 (Lb)	-----	-----	-----
2	Hptm.	v. Grone	F.Reihenbildzug 4	-----	-----	-----
3	Ltn. d.R.	Griebsch	Fl. Abt. 213	-----	2.6.20	Dessau
4	Obltn.	Müller-Kahle	Fl. Abt. 6	-----	-----	-----
5	Hptm.	Frhr.v.Pechmann	Fl.Abt. A 217	-----	-----	-----
6	Obltn.	Horn	Fl.Abt. A 221	-----	-----	-----
7	Ltn. d.L.	Nieleböck	Fl.Abt. 250	-----	-----	-----
8	Hptm.	Homburg	F. Fl.Abt. 260 (Lb)	-----	-----	-----
9	Hptm.	Walz	F.Fl.Abt. 304 b	7	-----	-----

2 863
 23.4.1936
 20809 b

2 863
 23.4.1936
 20809 c

Aus: Archiv f. publizistische Arbeit (Intern. Biogr. Archiv)

Aus: Archiv f. publizistische Arbeit (Intern. Biogr. Archiv)

Nr.: TAG:

Lfd. Nr.	Dienstgrad	Name	Formation	Siege	Todestag	Gefallen bei bzw. gest. in
----------	------------	------	-----------	-------	----------	----------------------------

VI. Luftschiffer.

a) Marineluftschiffer.

1	Kpt-Ltn.	Frhr. Treusch v. Buttler-Brandenfels	Marine-Luft- schiff-Abt.	---	-----	-----
2	Freg.Kpt.	Strasser	F.d.Marine- Luftschiffe	---	6.8.18	London

b) Feldluftschiffer

1	Obltn. d.R.	Rieper	F.Ballonzug 19	---	-----	-----
---	-------------	--------	----------------	-----	-------	-------

Aus: Archiv f. publizistische Arbeit (Intern. Biogr. Archiv)

Q 865

23.4.1956

20809 d

26. IV. 1936

Przemysl Festungsmuseum.

Im Rahmen des Wiener Heeresmuseums hat sich ein Arbeitskomitee gebildet, welches die Festung in einem großen Relief zur Darstellung bringen und alles zusammentragen will, was sich auf die beiden Belagerungen der Festung bezieht, deren Bedeutung im Weltkrieg immer klarer vor Augen tritt. Diejenigen, die seinerzeit der Besatzung von Przemysl angehörten, werden gebeten, dem Komitee ihre Anschriften bekanntzugeben. Kameraden, welche Erinnerungszeichen oder Aufzeichnungen, Tagebücher usw. haben, mögen sie (wenn auch nur leihweise) dem Heeresmuseum, Abteilung Festung Przemysl, Wien, 10. Bezirk, Arsenal, einsenden.

Die Geldmittel für das Relief usw. sollen durch Spenden und so weiter aufgebracht werden. Geldspenden sind an das Bank- und Wechselhaus Schelhammer u. Schattera, Wien, Postsparkassenkonto Nr. 9244, zu richten. Auch kleinste Spenden werden dankbar entgegengenommen. Alle ehemaligen Przemysler werden dringend gebeten, diese Aktion zu unterstützen, die jetzt notwendig ist, da ja von Jahr zu Jahr die restlichen Erinnerungen an die größte Belagerung des Weltkrieges immer geringer werden.

Das Komitee setzt sich wie folgt zusammen: Ehrenschutz: Generaloberst Fürst Schönburg-Hartenstein; General der Infanterie Wilhelm Behner, Staatssekretär des Bundesministeriums für Landesverteidigung; Bürgermeister der Stadt Wien Richard Schmitz, Vizkanzler a. D.; Bischof von St. Pölten Dr. Michael Memelauer; General der Inf. d. R. Weizenböcker, seinerzeitiger Kommandant des dritten Verteidigungsbezirkes Przemysls; Feldmarschallleutnant Ottokar Hubert, seinerzeitiger Festungsgeneralstabschef; Divisionär von St. Pölten und Militärkommandant von Niederösterreich Generalmajor Wilhelm Gebauer; Bürgermeister von Sankt Pölten Professor Dr. Heinrich Raab; Präsident der Börsenkammer Wien Kommerzialrat Hans Wancura, Rat der Stadt Wien, Chef des Bankhauses Schelhammer u. Schattera; Abteilungsvorstand im Bundesministerium für Landesverteidigung Generalmajor Johann Friedländer; Direktor des Heeresmuseums General Dr. Alfred Mell, Ehrenpräsident der Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen; Direktor Professor Dr. Hans Welland, Rat der Stadt Wien. — Arbeitskomitee: Aktionsausschuss: Geschäftsführender Präsident Oberstleutnant d. R. Artur Boessel des seinerzeitigen Festungsstabes; Stellvertreter Generalmajor d. R. Alfred Dufsch des seinerzeitigen Festungsstabes; Stabsarzt a. D. Dr. Hugo Glaser, Chefredakteurstellvertreter, seinerzeit Adjutant des Festungs sanitätschefs; Ministerialrat Jng. Dr. Julius Smolik des Bundesministeriums für Handel und Verkehr, des seinerzeitigen Festungsfeldbahnbaons; als Delegierter des Heeresmuseums Oberstleutnant-Kustos Doktor Rudolf Pühringer; Major d. R. des ehemaligen Militärgeographischen Instituts Max Freikler; Oberstleutnant d. R. Gustav Pelz. Beiräte: General d. R. Rudolf Graf Lavault-Brécourt; Delegierte der seinerzeitigen Festungsbesatzung vom ehemaligen Landsturminfanterieregiment Nr. 21 Hauptmann a. D. Karl Petral, Bankabteilungsvorstand d. R., Hotelier Franz Schedl aus Neulengbach; Obmann der Bundesvereinigung ehemaliger österreichischer Kriegsgefangener Kaiser und Bäumel aus St. Pölten; Direktor Hauptmann a. D. Raschendorfer des seinerzeitigen Festungsfeldbahnbaons; Schuldirektor d. R. Schwanek der seinerzeitigen Brigadetelephonabteilung.

NEUES WIENER TAGBLATT

Nr.:

TAG: 1.5.1936

Przemysl im Lichte der Weltgeschichte.

Von Feldmarschalleutnant Franz Ritter Weiß-Lihany
v. Mainprugg.

Die bevorstehende Schaffung eines Przemysl-Museums im Rahmen des Wiener Heeresmuseums gibt diesem Artikel besondere Aktualität.

Um einen Maßstab für die weit hervorragende soldatische Großtat, die die Verteidigung Przemysls war, zu bekommen, mögen einige der berühmtesten Verteidigungen fester Plätze zum Vergleich herangezogen werden:

Karthago, seinerzeit die berühmteste Metropole, der stärkste Kriegshafen der Welt. Das Herz des mittelmeergebietenden, reichsten Staates, der ganz Nordafrika, den größten Teil von Sizilien und Spanien umfaßte. Ein absolutes Hindernis für den weiteren Aufstieg des Römerreiches, deshalb durch Rom zwei Jahrhunderte lang bekämpft. Der zweite, sogenannte „Punische Krieg“ hatte beide Streitkräfte erschöpft. In den Friedensverhandlungen verpflichtete sich Karthago Wehr und Waffen abzuliefern, auf selbständige kriegerische Unternehmungen für immerwährende Zeiten zu verzichten, dagegen Rom, die wehrlose Stadt, zu beschützen. Heimlich aber hegte

Rom den heutzutageigen König Masinissa, Karthagos Besitz zu plündern. Masinissa tat dies gern und ausgiebig. Nachdem sich die verratene Stadt wiederholt um den vertragsmäßigen Schutz vergeblich an Rom gewendet hatte, griff sie zur Selbsthilfe, kam dadurch in einen Widerspruch gegen den Vertrag und gab Rom den Vorwand zum Kriege. Die gepeinigete, wehrlose Stadt verteidigte sich heldenhaft gegen Scipio Africanus; fiel nach kurzer Belagerung und wurde erbarmungslos dem Erdboden gleichgemacht. (146 v. Chr.) Die Bedeutung der Verteidigung Karthagos liegt nur auf politischem und idealem Gebiet. Eine das Mittelmeer beherrschende Macht fällt in Trümmer, eine andre tritt — Bahn frei — an ihre Stelle. Eine neue Weltmacht gibt dem damaligen Erdkreis ein andres, neues Gesicht. An sich war die Verteidigung Karthagos als der verzweifelte Heldenkampf eines wehrlosen, verratenen Volkes groß, an den Verhältnissen Przemysls gemessen klein und primitiv.

Nach die Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 und 1683 kann nur insoweit zum Vergleich mit Przemysl herangezogen werden, als Przemysl den Weltkrieg nicht entschieden hat, während die Standhaftigkeit Wiens speziell im Jahre 1683 das christliche Abendland vor dem Untergang bewahrte. Dagegen war Przemysl nur eine Episode. Nur der

Heroismus von Führern und Kämpfern stellt auch das Wien beider Belagerungen gleich hoch mit den Verteidigern Przemysl.

Sebastopol ist in den Geschichtsbüchern als bemerkenswerteste Verteidigung einer Festung berühmt, wurde zwar von den verbündeten Engländern, Franzosen und Türken durch fast ein Jahr belagert, aber als es zu schlimm wurde, machten die Verteidiger Schluß und Frieden. Die Verbündeten lagerten nur vor dem Südtail der Festung. Diese blieb gegen das Meer, zu Lande nach Norden und Nordosten offen. Die Russen waren hiedurch in der Lage, die Stadt jederzeit mit Verpflegung und sonstigem Kriegsbedarf zu versorgen, die Kommandanten, Offiziere, Mannschaft auszuwechseln, die Besatzung jederzeit durch frische Truppen zu verstärken usw. Zweimal und vergeblich versuchte der Kommandant der russischen Feldarmee, General Fürst Menschikoff, die Verbündeten zu vertreiben und die Festung zu entsetzen. (25. Oktober 1854, Schlacht bei Basallawa, 5. November, Schlacht bei Inkermann.)

Am 5. September 1855 setzte die Beschießung der Festung durch alle Batterien der Belagerer ein. Der Festungskommandant Fürst Gortschakow verstärkte die Besatzung auf 71.000 Mann. Nach dreitägiger Beschießung wurde am 12. September gestürmt. Der ganze Kampf dauerte nur drei Stunden. Allein die Franzosen hatten Erfolg und nahmen den Malakoturm, der als Schlüssel der Festung galt. Schon dies bewog den Festungskommandanten, die Festung zu räumen und in den durch einen schmalen Meeresarm getrennten Nordteil der Stadt zu übersiedeln. Als die Russen diesen noch in Verteidigungszustand setzen wollten, wurde Frieden geschlossen. Sebastopol verblüht im Lichte Przemysl.

Metz: Nach der für die Deutschen siegreichen Schlacht von Gravelotte-St.-Privat zog sich Marschall Bazaine mit seiner Armee nach Metz zurück. Am 19. August 1870 erschienen die ersten Deutschen vor der Festung. Bald darauf war sie eingeschlossen. Nach etwas mehr als zwei Monaten, am 27. Oktober 1870, übergab sich die Festung auf die Nachricht über die Kapitulation der französischen Armee. Metz war eine mit allem Kriegsbedarf ausgerüstete, erstklassige Festung und mit denselben Geschützgattungen wie Przemysl nach 44 Jahren armiert, nur daß diese 1870 modern, in Przemysl bereits veraltet waren.

Port Arthur. Die Belagerung dauerte vom 10. Mai 1904 bis 2. Jänner 1905, also über sieben Monate. Eingeschlossen war die moderne Gürtelfestung und zugleich Kriegshafen nur zu Lande. Zur See war sie frei. General Rogi belagerte Port Arthur zunächst mit vier Divisionen (vor Przemysl waren die Russen drei- und fünffach stärker). Der Entscheidungskampf im Vorgelände begann am 26. Juli. Nachdem die Russen zurückgedrängt waren, begann mit dem Falle des Takuschangügels der Angriff auf den Kern der Festung. Die Hauptkämpfe vom 23. Oktober bis 2. November endeten mit dem Rückzug der Russen auf die Hauptverteidigungslinie. Nach blutigen, wiederholten Stürmen nahmen die Japaner den 203-Hügel, von welchem sie Stadt und Hafen beherrschten und

am 11. Dezember die dort verankerten Kriegsschiffe versenkten. Am 11. Dezember gelang es den Japanern, die Nordflanke und am 28. und 31. Dezember zwei andre wichtige Fronten zu eröffnen. Hierauf räumten die Russen die Ostfront. Der Festungskommandant bot am 1. Jänner die Kapitulation an, welche am 2. Jänner 1905 perfekt wurde. Sowohl Russen wie Japaner hatten heldenmütig gekämpft und größte Verluste erlitten.

Przemysl. Je weiter die Zeit unserm Blick entrückt wird, desto größer wächst in jeder Beziehung aus dem Gewirre des Weltkrieges die zweimalige Verteidigung dieser Festung hervor. Mit der Glorie des Heldentums herüberstrahlend, grüßt Oesterreich-Ungarns alte, tapfere Armee aus großer, schwerer Vergangenheit die Gegenwart und alle Zukunft. Przemysl war eine der lautesten Noten des großen Waffenganges. Die ganze Welt horchte hin. Auch die Verteidigung von Port Arthur bleibt an soldatischen Werten weit hinter der von Przemysl zurück. Port Arthur war niemals ganz eingeschlossen wie Przemysl, war vollkommen modern ausgestattet und eingerichtet, Przemysl dagegen veraltet und unzureichend. Die Besatzung Port Arthurs waren Offiziere und Mannschaften bester Güte, in Przemysl großteils Landsturmtuppen. Die Russen verloren bei Port Arthur ein Werk nach dem andern, von Przemysl fiel in beiden Belagerungen kein einziges Werk in die Hände der Russen, und alle Stürme derselben wurden von den eingeschlossenen Verteidigern heldenmütig abgewiesen. Der Kommandant von Przemysl wies alle Aufforderungen zur Uebergabe der Festung zurück, der russische Kommandant von Port Arthur bot seine Kapitulation an.

Bei der ersten Belagerung von Przemysl wurde die erdrückende Uebermacht der Angreifer nicht nur zurückgeschlagen, sondern sogar eine Strecke weit verfolgt, was über den Rahmen aller bisherigen Verteidigungen fester Plätze einzigartig weit hinausragt. Bei der zweiten aber machte die österreichische Besatzung, als sie in der Festung nicht mehr leben konnte, mit dem verzweifeltsten Aufgebot der letzten Kräfte noch den Versuch, den mächtigen Feuer- und Eisenring der Russen zu durchbrechen, um sich durchzuschlagen. Während der russische General Stössel die Festung Port Arthur mit allen Geschützen, Waffen und Verteidigungsanlagen übergab, ließ der Verteidiger von Przemysl General v. Kusmanek die Festung Przemysl dem Erdboden gleich machen und alle Verteidigungsmittel vernichten, so daß die Belagerer statt in eine Festung in einen Schutthaufen einzogen. Die Verteidigung Port Arthurs, die nach Bedeutung, Zeit und Raum der Przemysl am nächsten kommt, an technischen Hilfsmitteln, Ausstattung und Besatzung aber, der von Przemysl weit überlegen ist, gibt den zutreffendsten Vergleichsmaßstab für die überragende Größe der Festung Przemysl.

Das wäre in Kürze das wesentlichste aus den berühmtesten Verteidigungen der Kriegsgeschichte. Riesenhaft nach Frontgröße, nach operativer wie taktischer Leistung, trotz Ausbluten nahe dem Hungertode, mit ungebrochenem Heldennut und nach Ertragen der entsetzlichsten Entbehrungen ragt über alles Dagewesene die eine Zeit lang den Atem des Weltkrieges beherrschende Verteidigung von Przemysl hervor.

30. Mai 1936

Die Seeschlacht vor dem Skagerrak.

31. Mai 1916.

Von Kapitän Hans Sökol.

Großadmiral Tirpitz sah in Großbritannien Deutschlands gefährlichsten Gegner. Er ahnte, daß der kommende Weltkrieg in einem sehr hohen Maße ein wirtschaftliches Ringen zwischen den Mittelmächten und ihren Feinden sein werde und daß als einziges Abschreckungsmittel England gegenüber entscheidend nur die kaiserliche Kriegsflotte in Betracht käme. Dies war der Grundgedanke der wilhelminischen Politik des Risikogedankens, der sich auch Bülow anschloß.

Die deutsche Hochseeflotte wurde für die Seeschlacht gebaut. Ihre Schlagschiffe waren Musterbeispiele technischer Gewissenhaftigkeit; ihre Besatzungen waren in härtester Friedensarbeit mit ihren Waffen vertraut worden. In ihnen lebte der Wille zum Sieg. Reichskanzler Bethmann Hollweg glaubte aber daran, daß eine friedliche Beilegung mit den Engländern möglich sei. Der vorsichtige, in den Notwendigkeiten des Krieges fremde Staatsmann hoffte, daß die Sprache der Diplomaten stärker sei als der Donner der Kanonen. Dieser wenig kraftvollen Politik, die den Feind nicht „reizen“ wollte, fiel das Verlangen der deutschen Kriegsmarine nach der seestrategischen Offensive zum Opfer. Der eigenartige Gedanke tauchte auf, die kaiserliche Flotte müsse möglichst unverfehrt für das Kriegsende aufbewahrt werden, um die Friedensverhandlungen beeinflussen zu können.

Während die leichten Seestreitkräfte und Flottillen in zahlreichen Vorstößen und Kreuzfahrten an den Feind kamen, drehten sich die Großkampfschiffe, die eigentlichen Träger deutscher Flottengeltung, im sicheren Hafen um die Boje. Erst spät, zu spät für entscheidende Möglichkeiten, änderte sich das Bild zugunsten der vergessenen Hochseeflotte. Mit Admiral Scheer war ein Mann an ihre Spitze getreten, der an seine Aufgaben wohl mit ruhiger Sachlichkeit, aber mit dem festen Glauben an die Ueberlegenheit der ihm anvertrauten Waffen über den Feind getreten war. Er suchte die Seeschlacht und fand sie im Skagerrak, der Seestraße zwischen Norwegen und Dänemark. Diesem Waffengange konnte sich unter dem Druck der öffentlichen Meinung und des besonderen Wunsches Rußlands auch der britische Flottenchef Admiral Jellicoe nicht entziehen, wenn er sich auch von der Wirtschaftskriegsführung durch die Blockade der Mittelmächte ungleich mehr versprach als von einem Seesieg in offener Schlacht.

Am Nachmittag des 31. Mai 1916 stießen die Vorhuten der beiden Flotten, am Abend auch die Schlachtgeschwader aneinander. Es war ein Schauspiel, desgleichen die Welt noch nicht gesehen hatte: 142 britische Einheiten, darunter 45 Großkampfschiffe, standen gegen 93 deutsche Einheiten, von denen 27 Großkampfschiffe waren; 60.000 englische Seeleute kämpften gegen 45.000 Deutsche, beide Teile unter vollem Einsatz von Gut und Blut. Da die „Grand Fleet“ von Anfang an die taktisch günstigere Stellung einnahm, mußte Admiral Scheer

30. Mai 1916

mehrmals durch außerordentlich schwierige aber wohl-
gelungene Manöver seine Großkampfschiffe vom Feinde los-
lösen und den Druck der zahlenmäßigen Ueberlegenheit des
Gegners durch Angriffe der Torpedoflottillen entlasten. Schon
am Beginne der Seeschlacht erwiesen sich nicht nur die
deutschen Schiffsartilleristen, sondern auch die kaiserlichen
Linienfahrer und Schlachtkreuzer als die besseren. Ins-
besondere der vorbildlichen deutschen Schießtechnik war es zu-
zuschreiben, daß die Engländer trotz ihrer Ueberzahl un-
vergleichlich höhere Schiffsverluste zu beklagen hatten als ihre
Gegner.

Beim Einbruch der Nacht wurde der Kampf von beiden
Seiten im wesentlichen abgebrochen, ohne daß eine der beiden
Parteien einen durchgreifenden Erfolg aufzuweisen hätte.
Tatsächlich aber versuchte es die britische Großflotte nicht, bei
der Morgendämmerung die deutschen Geschwader nochmals
zu stellen. Auch hatten die Engländer insgesamt 3 Großkampfs-
schiffe, 3 Panzerkreuzer und 8 Torpedobootzerstörer mit ins-
gesamt 115,000 Tonnen verloren, die Deutschen nur 2 Groß-
kampfschiffe, 4 kleine Kreuzer und 4 Torpedobootzerstörer, zu-
sammen 61,180 Tonnen. 6094 Engländer und 2545 deutsche
Seeleute waren auf dem Felde der Ehre geblieben. Aus diesen
Zahlen erhellt, daß die kaiserliche Kriegsmarine mit Recht
die bessere Führung, die zweckmäßigere Bautechnik und die er-
folgreichere Artillerieleitung für sich in Anspruch nehmen und
die Seeschlacht am Skagerrak als einen Sieg der deutschen
Flotte bezeichnen durfte. Eines Erfolges, der das Antlitz des
Weltkrieges völlig verändert hätte, konnte sich das Deutsche
Reich allerdings nicht freuen. Es war auch vor dem Skagerrak
nicht gelungen, den Mittelmächten die Freiheit der Seewege
zu erkämpfen und dadurch die Wirkungen der wirtschaftlichen
Erdrösselung aufzuheben. Erst der bald nach der Seeschlacht
am Skagerrak aufgenommene uningeschränkte Handelskrieg
mit Unterseebooten ließ auf eine baldige Wendung der Dinge
hoffen. Aber auch für ihn galt, wie für den blutigen Waffen-
gang vom 31. Mai 1916, das in der Weltgeschichte so häufige
tragische Werturteil: Zu spät!

10. Juni 1936

Die wahren Gründe für Amerikas Eintritt in den Weltkrieg

Der Munitionsausschuß des Senats hat seinen endgültigen Bericht über das Ergebnis der Untersuchungen vorgelegt, die sich mit den Gründen des Eintrittes der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg befassen. Es seien die umfangreichen finanziellen und wirtschaftlichen Verbindungen mit den Alliierten der Grund gewesen, weshalb die Politik der Vereinigten Staaten von der Neutralität zum Kampf auf Seiten der Alliierten umgeschlagen hatte.

Was die Tätigkeit der J. P. Morgan-Bank betrifft, stellt der Bericht fest, daß noch während der amerikanischen Neutralität dieses Bankhaus 1.9 Milliarden Dollar von insgesamt 2.5 Milliarden der Gesamtfinanzierungen an die Alliierten aufgebracht habe.

Der Bericht empfiehlt, daß in Zukunft kriegführende Staaten weder Anleihen noch Kredite erhalten sollen. Es müsse ferner eine endgültige Regelung der Handelsberechtigung bewaffneter Handelsschiffe kriegführender Staaten erfolgen, soweit es sich um die Benützung von Häfen der Vereinigten Staaten handelt. Auch die Frage der Benützung von Schiffen kriegführender Staaten durch amerikanische Bürger müsse geklärt werden.

Morgan und die Kriegsteilnahme Amerikas.

Telegramm des Neuen Wiener Abendblatts.

Washington, 25. Juni. (United Press.) In seinem Schlußbericht über seine zweijährigen Untersuchungen des amerikanischen Rüstungsgeschäftes beschuldigt das Munitionskomitee des Senats die J. P. Morgan Company, daß sie sich in großem Maße an der Kriegsfinanzierung beteiligt habe. Ihre Förderung des Rüstungsgeschäftes mit England und den andern Alliierten habe zu einer weiten Ausdehnung fast aller Zweige der amerikanischen Industrie geführt. Als ein Resultat hiervon habe sich im Jahre 1916 eine ungeheure Industriemaschine in Betrieb befunden, die mit schwerem Kapital ausgerüstet war, hohe Löhne zahlte, aber abhängig war von der Kaufkraft der Alliierten.

Nach Ansicht des Komitees hat diese Situation mit ihrem Risiko einer Geschäftsdepression und einer Panik im Falle einer Schwächung der Kaufkraft der Kriegführenden die amerikanische Regierung so unentrinnbar mitverwickelt, daß es ihr nicht mehr möglich war, einen wahrhaft neutralen Kurs zwischen den Alliierten und den Zentralmächten aufrechtzuerhalten.

Der Ausschuß wirft dem Bankhaus Morgan u. Co. weiter vor, daß es einen beträchtlichen Einfluß auf die Regierung ausgeübt habe, um die Bundesreservebanken zur Annahme von Handelspapieren von den Kriegführenden zu veranlassen. In dem Bericht wird weiter bemerkt, daß Bundesbeamte, die bei Beginn des Krieges jede Gewährung von Anleihen an die Kriegführenden verboten, später durch eine Geheimentscheidung den beiden Bankhäusern Morgan u. Co. und National City Bank eine Tür für Kredite und Anleihen an die Alliierten öffneten. Es wird auch daran erinnert, daß Morgan u. Co. im August 1915 plötzlich und ohne eine genügende Erklärung die Unterstützung des britischen Pfundes aufgab, was einen scharfen Pfundsturz verursachte und das amerikanische Exportgeschäft alarmierte. Das Komitee zieht in seinem Berichte den Schluß, daß Grund zu der Annahme bestehe, daß der Pfundsturz wohlüberlegt arrangiert worden sei mit dem Zweck, einen Druck auf die Regierung auszuüben, ihre Anleihepolitik zu ändern.

Ausbau der amerikanischen Neutralitätsgesetzgebung.

Um die Gewährung großer Kredite an Kriegführende in Zukunft zu verhindern, empfiehlt der Munitionsausschuß eine Vervollkommnung der amerikanischen Neutralitätsgesetzgebung. Kredite in Form von Akzepten und langfristigen Schatzscheinen sollen überhaupt verboten werden.

**Zur Frage unseres Kriegsbeginnes
1914.**

Von Oberst Max Freiherrn von Pitreich.

Es wurde notwendig, das Material darzulegen, welches den Ausführungen gleichen Titels in Folge 23 und 24 dieses Blattes zugrunde liegt. Die Veröffentlichung diplomatischer Aktenstücke von 1914 sowie die Publikation des Untersuchungsausschusses des Deutschen Reichstages erwiesen, daß die Verzögerung unseres Kriegsbeginnes gegen Serbien seinerzeit die Sensation in allen Staatskanzleien Europas und eine Ursache weitgehender Mißstimmungen in Berlin bildete. Keine sachgemäße Behandlung der Kriegsprobleme von 1914 kann diese Angelegenheit übergehen. So hat sich auch Hofrat Oberst Rißling in den Berliner Monatsheften März 1936 darüber vollkommener, offen ausgesprochen, und verwies darauf, daß die Festsetzung später Termine für Alarmierung und Mobilisierung gegen Serbien vom Generalstab erfolgte, um eine völlig reibungslose Abwicklung zu sichern. Dabei hatte Conrad an das Kriegsministerium geschrieben, wir dürfen nicht um einen Tag hinter Serbien zurückbleiben. Daß die Quelle befürchteter Reibungen nicht beim Telegraphen gelegen war, liegt auf der Hand. Nichts wäre einfacher gewesen, als für rasches Durchgehen der Befehle vorzuzorgen. Von der Meldung des Gesandten Baron Giesl aus Semlin über Budapest, Wien, Tschl, bis zum Eintreffen des Mobilisierungsbefehles von dort im Kriegsministerium Wien, verging dank genauer Regelung nur eine Stunde dreißig Minuten, und dazwischen lag der gewiß nicht leichte Entschluß des Monarchen, den Mobilisierungsbefehl zu erteilen. In weiteren dreiviertel Stunden war der Befehl verläßlich bis an die entfernteste Telegraphenstation zu bringen, selbst in den Grenzgarnisonen gegenüber Serbien war er noch vor Mitternacht eingetroffen („MWM.“ 1934/10). Für die Heeresmobilisierung mit Beginn am 26. Juli hätte dies vollkommen ausgereicht, nicht aber für die Bahnen. Folgende Äußerung macht dies klar: „Man rechnete damit, daß die Telegramme in der Provinz nicht durchgreifen werden, daß daher der 26., an dem um eine Minute nach Mitternacht der erste Alarmtransport bereits einwaggoniert wegfahren sollte, nicht der erste Alarmtag sein

konnte.“ (Schreiben General Razenhofers an den Verfasser vom 31. Oktober 1934.) Die Fortsetzung schrieb General Razenhofer in der „Wehrzeitung“, Folge 26, 1936, wonach, infolge Festsetzung des ersten Alarmtages auf den 27. nach den Mobilisierungs-, Alarm- und Aufmarsch-elaboraten der 28. automatisch zum ersten B.-Mobtag wurde. Auch dies bezieht sich nur auf die Bahnen, weil beim Heer Alarmierung und Mobilisierung zusammenfallen konnten.

Hinsichtlich der Frage des B.- und R.-Aufmarsches schrieb Hofrat Rißling: „Auch wenn der B.-Aufmarsch schon rollte, war beabsichtigt, die B.-Staffel nach Galizien umzulenkten. Conrad habe bereits im Ministerrat vom 7. Juli 1914 erklärt, daß die Entscheidung für die Umstellung gegen Rußland bis fünften Mobtag erfolgen müsse, dann würde gegen Rußland kein wesentlicher Zeitverlust eintreten, dann sei Rußland der Hauptfeind und nur die 5. und 6. Armee würden unten bleiben.“ Eingehender schrieb General Razenhofer in der Schweizer Monatschrift für Offiziere aller Waffen 1931: „Es beschäftigte durch Dejazmen alle Verantwortlichen der Gedanke, was geschehen solle, wenn noch während teilweiser Mobilisierung oder bald nach Beginn des B.-Aufmarsches Rußland eingreifen würde. Dann sei Aufhalten des B.-Aufmarsches und Anordnung des reinen R.-Falles in Aussicht genommen gewesen.“ Nun war die Lage am 31. Juli wie folgt: Abgegangen waren nur quartierregulierende Generalstabsoffiziere, Trainübernahmecommanden und einige Eskadronen, im Bereich der ungarischen Korps IV und VII auch einige Alarmtransporte auf Friedensstand. Die Mobilisierung war noch bei keinem einzigen Truppenkörper beendet. Der B.-Aufmarsch stand also in seinen ersten Anfängen. Es lag genau der Fall vor: „Noch während der teilweisen Mobilisierung, bald nach Beginn des B.-Aufmarsches“. Nun schrieb General Razenhofer in der „Wehrzeitung“, 1927/40, bezugnehmend auf den 31. Juli, 9 Uhr abends: „Es wurde die ernste Frage gestellt, wie sich der Chef des Eisenbahnbüros dazu stelle, wenn der Aufmarsch gegen B. nicht durchgeführt, alles gegen R. gebracht werden solle.“ Er antwortete: „Erzellenz, das gibt ein Tohuwabohu, ein Chaos.“ Er lehnte die Verantwortung für eine solche Maßnahme ab. „Erzellenz“ war der Chef des Generalstabes, der Ablehnende Oberst Straub. Als 1934 Oberst Dittrich in „Mil. Probl.“ die Ansicht vertrat, daß am 31. Juli abends der Uebergang vom B.- auf den R.-Fall reibungslos möglich gewesen wäre (mit Beginn am 2. August), schrieb Razenhofer in „MWM.“, 1934/11: „Der eheste Beginn des R.-Aufmarsches bei Einstellung des B.-Aufmarsches war möglich und ist vom Eisenbahnbüro nicht als unmöglich bezeichnet worden.“ Und doch hatte Oberst Straub gemeldet, „Erzellenz, das gibt ein Tohuwabohu, ein Chaos.“

Die Äußerungen General Razenhofers lassen für Mißverständnisse, verschieden geartete Auffassungen oder entgegenstehende Meinungen keinen Platz. Jede strategisch-operative Betrachtung des Krieges hat daher mit folgenden Tatsachen zu rechnen: Daß am 31. Juli abends die Umstellung von Kriegsfall B. auf den vorbereiteten Kriegsfall R. möglich war, daß sie vom Chef des Generalstabes gefordert, vom Feldbahnchef jedoch abgelehnt wurde. Damit ist die Angelegenheit klargestellt und für uns abgeschlossen.

Nur eine Bemerkung sei noch gestattet. Vor uns liegt der große Plan Conrads, im Kriegsfall R. sofort mit 26 Divisionen zwischen Weichsel und Bug aufzutreten. Tatsächlich gelangten nur 21 Divisionen dorthin. Wer die Lage in den letzten Augusttagen 1914 kennt, als unsere Truppen bereits vollkommen erschöpft waren, wird un schwer ermessen, was drei oder gar fünf Divisionen mehr dort ausgemacht hätten. Für das Ausbleiben dieser Kräfte bildete es keinen Ersatz, wenn später einige Divisionen aus dem Südosten in die Lemberger Schlachten geworfen wurden. Die Lemberger Schlachten bedeuteten das Müßigen, den harten Zwang des Krieges. Das Wollen, der Sieg, lag im Nordwest. Schon aus Gründen einer hohen Tradition, die auf geistigem Gebiet ebenso notwendig ist wie auf jedem anderen, ist es notwendig, das unserem Kriegsbeginn vorgelegene große und beispielgebende Konzept Conrads festzuhalten.

1. Okt. 1936

Der Durchbruch bei Flitsch.

Die österreichische Kriegsliteratur ist leider nicht reich an Darstellungen über interessante Phasen des Weltkrieges. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß G. d. J. Alfred Krauß in seinem neuesten Buch über das „Wunder von Karfreit“ im besonderen den „Durchbruch bei Flitsch“ und die Zwangung des Tagliamento¹⁾ zum Gegenstande seiner Ausführungen gemacht hat. Waren es doch ausschließlich österreichische Truppen, und zwar vornehmlich alpenländische Regimenter, die diese herrliche Waffentat vollbracht hatten.

Das Buch verdankt seine Entstehung eigentlich dem Umstande, daß die Operationen des vom General A. Krauß befehligten I. u. I. Korps in der vom bairischen G. d. A. Krafft von Dellmensingen verfaßten Schlachtenbeschreibung über den „Durchbruch am Tsonzo“ etwas zu kurz gekommen sind. Das Büchlein des Generals Krauß stellt jedoch keineswegs eine Entgegnung, sondern nur eine Ergänzung zu der sehr bedeutenden kriegshistorischen Arbeit Kraffts dar, und nur als solche will der Verfasser seine dem deutschen Heldentum der Deutschen Oesterreichs gewidmetes Werk gewertet sehen. Daß dieses mit Tönen kraftvollen völkischen Empfindens eingeleitet wird, ist bei der bekannten politischen Einstellung des Verfassers nicht verwunderlich.

Zunächst schildert General Krauß das Werden seines Entschlusses für die Durchführung des Durchbruches bei Flitsch, der im Gegensatz zu allen bisher gültigen Kriegsregeln im Tale geplant und auch hier erzwungen wurde. Weiterhin gibt er ein anschauliches Bild über die ganz gewaltigen Schwierigkeiten, die bei der Vorbereitung einer Offensive in dem unwegsamen Hochgebirge der Julischen Alpen zu überwinden waren. Den breitesten Raum nimmt die Schilderung des Durchbruches selbst und der Kampfergebnisse bis zur Erzwingung des Tagliamento-Überganges am 2. November ein. Warme Worte der Aner-

kennung findet hier General Krauß für die herrlichen Leistungen seiner Divisionen, die von Truppen keiner anderen Armee — selbst jenen des deutschen Heeres nicht — überboten werden konnten. Da vielfach auch der Unterführer zum Wort kommt, um die unergänglichen Taten seiner Kompanie, seines Bataillons zu schildern, birgt dieser Abschnitt viel Lesenswertes spannenden Inhaltes.

Streng geht der Verfasser mit sich selbst ins Gericht. Fehler, die er als Korpsführer begangen zu haben vermeint, deckt er schonungslos auf und glaubt, daß bei Vermeidung derselben die ohnehin unergänglichen Leistungen der Truppen noch zu überbieten gewesen wären. Dafür zollt er volles Lob der höheren deutschen Führung — wie er sagt — der besten im Kriege, jedoch nicht ohne festzustellen, daß auch in der alten I. u. I. Armee „deutsche Führung“ vorhanden war, wobei wir annehmen, daß General Krauß dieses deutsche Führertalent nicht nur für sich allein in Anspruch zu nehmen gewillt ist. Vollkommen zustimmen kann man ihm dort, wo er behauptet, daß nur dann, wenn deutsche und österreichisch-ungarische Truppen gemeinsam zu großen Operationen antraten, feldzugentscheidende Siege erfochten wurden, so bei Gorlice, in Serbien, in Rumänien und schließlich in Italien, und er begründet dies mit der unüberwindlichen Kraft der bei diesen Gelegenheiten einheitlich vorgehenden deutschen Stämme. Vielleicht wäre auch der Ausgang des Weltkrieges ein anderer gewesen, wenn die deutsche Oberste Heeresleitung die ihr für die letzte große Offensive in Frankreich angebotenen österreichischen Divisionen nicht abgelehnt hätte.

So bietet dieses schmale Bändchen sowohl dem Kriegshistoriker, der nach kunstgerechtem Aufbau schwieriger Operationen forscht, als auch dem Frontsoldaten und Mitkämpfer, der die Heldentaten seines Truppenkörpers verewigt sehen will, gleichviel des Interessanten. Es wäre nur zu wünschen, daß auch noch andere Führer ähnliche Episoden, bei denen das Heldentum unserer oft verlästerten und doch so herrlichen alten Armee in hellem Licht erstrahle, dem Drucke übergeben mögen.

H. K.

¹⁾ J. F. Lehmann-Verlag, München 1926. 66 Seiten mit 18 Bildnissen, einem Uebersichtsbild und einer Karte.

23. Dez. 1936

Die große österreichische Pasubio-Sprengung am 13. März 1918.

Gerade noch vor Weihnachten ist das längst erwartete Geschichtswerk über die Kämpfe um den „Kaiserjägerberg“, den Pasubio, erschienen. Generalmajor Viktor Schemfil, der bekannte Weltkriegshistoriker und Verfasser des Col-di-Lana-Buches, bietet in seinem neuesten Werk „Die Pasubio-Kämpfe 1916—1918“ die genaue Geschichte des Ringens um einen der wichtigsten Stützpunkte der Tiroler Verteidigungsfront, verfaßt auf Grund österreichischer Feldakten und italienischer kriegsgeschichtlicher Werke. Wir entnehmen diesem für alle Mittkämpfer und Tiroler Frontsoldaten wichtigen reichbebilderten Werk mit Genehmigung des Verlages J. N. Teufsch, Bregenz, auszugsweise jenen Abschnitt, der die große österreichische Sprengung am Pasubio in den Märztagen 1918 schildert.

Die Munitionstransporte für die Ladung der österreichischen Minenkammern hatten schon am 3. März begonnen. Um einerseits das Laden und Einschichten in die Kammern tunlichst rasch vorzunehmen, andererseits das Anhäufen einer so großen Munitionsmenge in der Stellung zu vermeiden, wurde der Transport gegen den Stollen hin gestaffelt gelagert, und zwar am Sommojattel, bei Folgaria, in Geroli, in den Siegfriedkavernen, im Puhlerstollen und im Dom. Die Gesamtmenge betrug 50.000 Kilogramm.

Trotz der bis ins kleinste vorbereiteten Organisation war der Transport mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden. Ununterbrochen wüteten Schneestürme, Depots und Träger wurden durch Lawinen verschüttet, Seilbahnen unterbrochen. Nicht zuletzt trug zur Verlangsamung der Transporte der mindere Kräftezustand der Mannschaft bei, die durch die unzulängliche Verpflegung für diese Anstrengungen fast unfähig war. Mannschaften des 4. Tiroler Kaiserjägerregimentes, der Bergsteiger- und Hochgebirgskompagnien, des Landsturmbataillons I, der Sappeure, der Mineure, alle Offiziersdiener waren unausgeseht im Trägerdienst. Sie kamen aus den durchnähten Kleidern nicht heraus und rasteten im Tage höchstens vier Stunden, um dann wieder den Weg, den sie mit 40 Kilogramm am Rücken, auch teilweise kriechend, zurücklegen mußten, wieder aufzunehmen. Für den Munitionstransport war zwar im Anschlusse an die Culva-Seilbahn bis zum Radiohügel ein eigener Aufzug im Bau, doch mußte die Arbeit wegen Lawinengefahr im wichtigsten Zeitpunkt eingestellt werden.

Diese Erschwernisse schienen anfangs die zeitgerechte Beendigung des Munitionstransportes auszuschließen, und doch wurde unter Anspannung aller Kräfte des schwierige Werk, zur richtigen Zeit, am 10. März, vollendet. Mit dem Laden der Minenkammern konnte am gleichen Tag um 10 Uhr vormittags begonnen werden.

Nachdem um 3 Uhr früh des 13. März alle Zündleitungen nochmals überprüft, um 4 Uhr sämtliche Vorbereitungen getroffen waren, wurde Punkt 4.30 Uhr durch Einschaltung der Zündleitung in die Lichtmaschine die Zündung der Mine aktiviert.

Das sofort spürbare Beben des Bodens und ein dumpfes Rollen zeigten die gelungene Sprengung an. Steinmassen wälzten sich aus den Seitenteilen der feindlichen Platte heraus, der Oberteil stürzte ein. Als Lauterscheinung war im Zeitpunkt der Sprengung nur ein dumpfer Donner zu hören, dann folgte das Krachen des zermalnten Gesteines und das Rollen der nachstürzenden Felsmassen.

Mit dem Zusammenstürzen des Gesteins setzte auch wieder die auffallendste, bei jeder Sprengung auftretende Erscheinung des Minenkrieges am Pasubio, die **Flammenwirkung** der Sprenggase, ein. Das ganze Massiv der italienischen Platte glich einem Flammenmeer, aus dem ununterbrochen bis zu 30 Meter hohe Stichflammen herausschossen. Diese Flammenwirkung pflanzte sich feindwärts durch alle Hohlräume fort. Auch nachher waren noch bis 11 Uhr vormittags annähernd 30 Gasexplosionen zu hören. Mit dem Einsturz

der Platte setzte auch das Hilferufen der verschütteten italienischen Besatzung ein, das noch in der folgenden Nacht zu hören war.

Die Flammenwirkung der Explosion sprang aber auch durch die Läden und unverdämmten Nebestollen auf die österreichische Platte über. Bald nach der Sprengung schossen hier gewaltige Stichflammen aus dem Ausgange der Spizenkaverne, dem Ellisonstollen und der Kaverne IVb heraus. Die halbe Platte war kurze Zeit in Flammen gehüllt. Bei der letztgenannten Kaverne wurde die zur Besetzung der Spitze (Vorstellung) voreilende Besatzung (zwei Offiziere und zehn Mann) von den hervorschießenden Flammen erfasst, zum Teil getötet, zum Teil erlitt sie Brandwunden oder Gasvergiftungen.

Ueber das großartige Schauspiel, das die Sprengung bot, schreibt der bei der Plattenbesetzung eingeteilte Leutnant in der Reserve Josef Seelos, heute Militärseelsorger, des 4. Tiroler Kaiserjägerregimentes: „Wie lebendig steht mir noch jene Pasubionacht vor Augen! Der sternbesäte Nachthimmel wölbte sich friedlich über das unheimliche Schlachtfeld. Vereinzelt Postenschüsse unterbrachen das Schweigen der Nacht; der feindliche Scheinwerfer von Zenevri warf sein grelles Licht auf unsere Platte, tastete unruhig hin und her, fand nichts Verdächtiges. Es schien eine Pasubionacht wie jede andere.“

Immer näher rückte die unheilvolle Stunde. 13. März, 4.30 Uhr früh. In unseren Kavernen wird es lebendig. Befehls-gemäß tritt alles aus den dumpfen Felshöhlen in die Gräben mit abgedämpften Laternen, die Gasmasken an der Brust, fest umkrallt die Faust das Gewehr. Die Horchposten ziehen sich lautlos zurück. Tiefste Stille rings umher. Wir warten im Ostgraben, schauen nachdenklich vor uns in den Schnee; langsam, träge verstreichen die Sekunden, die Minuten. Wir halten die Uhr in der Hand. Noch drei Minuten, noch zwei — noch eine... wir halten den Atem an, zählen die Sekunden — endlich! —

Es beginnt die Erde zu beben, sie atmet schwer wie ein Sterbender — ein furchtbares unterirdisches Grollen, Poltern, Donnern — ein Krach — ein zweiter — ein zornwallendes Bittern und Bersten gröhlt durch die Luft — die Steine kommen. — „Alles hinein in die Kavernen!“ Im Nu ist jeder in der Deckung; prasselnd fällt der Steinhagel nieder. Dann Totenstille. Der Postenstand an der rechten Flanke unseres Ostgrabens bot mir Aussicht. Ein seltsames Schauspiel: die italienische Platte ein — Feuermeer! Grün, rot, blau züngelten die Flammen, explodierten Gase aus dem schwarzen Trümmerhaufen. Grelle Wehlschreie. In wenigen Augenblicken zischten schon rote und grüne Leuchtraketen auf Feindeseite zum Himmel — das Alarmzeichen für die ganze Gegend.“